
35. SCHREIBWETTBEWERB 2024

Einen Versuch war's wert



**Es kommt nicht darauf an, sagen zu können, man habe alles erreicht,
sondern sagen zu können, man habe alles versucht.**

Gerald Dunkl, Psychologe und Aphoristiker



Rückblick auf die Preisverleihung 2023

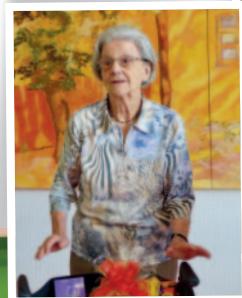
Das Thema *50 Jahre Landkreis Böblingen – Mein Erlebnis* war ein lokales Ereignis für die Autor*innen. Es konnte trefflich von ihnen umgesetzt werden. Die qualitativ beeindruckenden Einsendungen enthielten ebenso fiktive Texte wie eigene Erinnerungen, waren mit Anekdoten gespickt und berichteten mit viel Humor und so manchem Augenzwinkern von ihren Erlebnissen. Die Einsender*innen waren zwischen 38 und 97 Jahren alt, und erfreulicherweise waren fünf Senior*innen aus den Seniorenzentren Haus am Maienplatz, Böblingen und Haus Augustinus, Sindelfingen ebenfalls dabei.

Am 21. Juli 2023 fand die feierliche Preisverleihung im Landratsamt Böblingen statt.

Da die pflegebedürftigen Autor*innen zur Feierstunde im LRA nicht anwesend sein konnten, fanden deren Verleihungen am 26. und 28. Juli 2023 in den Seniorenheimen statt.

Unten: Gruppenbild der anwesenden Preisträger*innen nach der Preisverleihung im Landratsamt.

Rechts: Ehrung der Preisträger*innen vor Ort: im Haus am Marienplatz, Böblingen (Mitte) und im Haus Augustinus, Sindelfingen (ganz rechts).



Die Sponsoren und Preisträger*innen 2023

- *Landratsamt BB*: Dagmar Meyer, Silvana Goldbach, Uwe Jens, Ulrich Vonderheid, Daniela Mieth
- *Kreisseniorenrat Böblingen*: Helmut Bräuer, Ursula Esslinger, Sophie Herrmann, Anne-Maria Knapp
- *Kreissparkasse Böblingen*: Sandy Eberle, Ulrike Gotowicz, Joachim Kühnel, Sevilay Kurtoglu, Horst Meder, Detlef Reppenhagen, Renate Rinderknecht, Jasmin Riter, Alois Sauer, Horst Sehorsch, Rolf Steng, Maria Grazia Vallosio
- *Kreiszeitung Böblingen*: Marion Reich
- *Gäubote/Herrenberger Zeitung*: Susanne Hirschmann
- *Leonberger Kreiszeitung*: Renate Strauss
- *SZ/BZ*: Heinrich Düllmann



Einen Versuch war's wert

Leseheft



Mit freundlicher Unterstützung von



**LEONBERGER
KREISZEITUNG**

KREISZEITUNG
Böblinger Bote

SZ BZ Sindelfinger Zeitung
Böblinger Zeitung

GÄUBOTE
Die Herrenberger Zeitung

Der Kreisseniorenrat Böblingen e.V.
bedankt sich bei allen Sponsoren sehr herzlich
für ihre jahrelange Treue.

Erfahrungen, die Geschichten machen



Der Schreibwettbewerb des Kreisseniorenrats zeigt zum 35. Mal, wie kreativ der Landkreis Böblingen ist. »Einen Versuch war's wert« lautet das Thema des diesjährigen Wettbewerbs. Es lädt dazu ein, über das Ausprobieren, den Erfolg, das Scheitern und das Lernen aus Erfahrungen nachzudenken. Wichtig ist, nicht zu zagen, sondern den Versuch zu wagen. Die Freude über den Erfolg ist umso größer, wenn die Erfolgssaussichten gering waren. Und wenn der Versuch gescheitert ist, war er trotzdem nicht umsonst, da man daraus lernen kann.

Dazu passt das Zitat von Thomas Alva Edison, dem Erfinder der Glühbirne: „Ich habe nicht versagt. Ich habe nur 10 000 Wege gefunden, die nicht funktionieren.“

In dieser Broschüre finden Sie die besten Geschichten der Versuche, die es wert waren. Es sind Geschichten über Mut, prägende Erfahrungen, das Reisen, die Liebe und Leidenschaften. Die Beiträge sind bunt gemischt von witzig bis ergreifend. Auch einige Beiträge zum Thema »Ehrenamtliches Engagement« sind dabei.

Insgesamt haben 55 Autorinnen und Autoren teilgenommen. Die Altersspanne von 31 bis 97 Jahren zeigt, wie attraktiv der Schreibwettbewerb für Jung und Alt ist. Ich bedanke mich ganz herzlich bei allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern.

Herzlich möchte ich auch dieses Jahr den engagierten Organisatoren und Jurymitgliedern danken, die diesen Wettbewerb möglich machen. Die Preisträgerinnen und Preisträgern beglückwünsche ich zu ihrem persönlichen Erfolg.

Allen Leserinnen und Lesern wünsche ich nun viel Freude bei der Lektüre!

Ihr

Roland Bernhard
Landrat

*Die besten Geschichten schreibt
noch immer das Leben*



Liebe Autorinnen und Autoren,
liebe Literaturinteressierte,

in jedem von uns steckt ein ganz persönliches Kapitel, das darauf wartet, erzählt zu werden. Sie, liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer, haben sich bei unserem Schreibwettbewerb dieser Herausforderung gestellt. Ihre Erlebnisse und Erinnerungen haben Sie mit uns geteilt. Es ist eine Freude, das zu sehen.

Mit dem Thema »Einen Versuch war's wert« haben Sie uns Ihre Geschichten erzählt. Aber Sie haben uns auch an den besonderen Momenten Ihres Lebens teilhaben lassen. Ihre Einsendungen haben uns mit spannenden, lustigen und emotionalen Erlebnissen bereichert. Diese zeigen, dass jeder Versuch, jedes kleine oder große Abenteuer von Bedeutung ist.

Vielleicht haben auch wir als Kreissparkasse Böblingen in Ihrem Lebenskapitel eine Rolle gespielt – sei es durch die Unterstützung bei einem neuen Lebensabschnitt, bei der Verwirklichung eines Traums oder bei der Absicherung Ihrer Zukunft.

Ich möchte mich herzlich bei Ihnen bedanken, dass Sie uns durch Ihre persönlichen Erzählungen einen Blick in Ihre Welt gewährt haben. Ihre Kreativität und Ihr Mut, Erinnerungen in Worte zu fassen, sind inspirierend. Sie machen deutlich, wie viel Weisheit und Freude in den Erzählungen des Lebens steckt.

Jeder Versuch, etwas Neues zu wagen, bringt seine eigenen Geschichten hervor. Diese Geschichten verbinden uns. Und sie lehren uns, das Leben in seiner Vielfalt zu schätzen.

Ich und alle anderen, die diese Broschüre gerade in den Händen halten, freuen sich schon sehr darauf diese Geschichten zu lesen.

Herzliche Grüße!

Michael Fritz
Vorstandsvorsitzender der
Kreissparkasse Böblingen

Zu diesem Leseheft



Liebe Autorinnen,
liebe Autoren,

wir freuen uns sehr
über Ihre kreativen
Beiträge, und wir
verstehen Ihre Ent-
täuschung, wenn
Sie mit viel Herzblut
eine Geschichte
geschrieben haben,

diese aber nur gekürzt im Leseheft wiederfinden. Gerne
würden wir immer alle Beiträge komplett abdrucken, aber
nicht alle Einsendungen können wir in vollem Umfang in
unserem limitierten Leseheft unterbringen.

Eine besondere Herausforderung stellen zudem Texte,
die nicht als Word-Dokument, sondern als PDF oder hand-
schriftlich eingesandt wurden. Soweit möglich, wurden
diese Texte ebenfalls in dieses Leseheft übernommen –
aber bitte senden Sie zukünftig Word-Dokumente ein.

Zum diesjährigen Thema *Einen Versuch war's wert*
konnten wir wieder einmal viele Ihrer Beiträge in fast völ-
ligem Umfang und einige der mitgeschickten Bilder, ob
prämiert oder nicht, in das Leseheft aufnehmen.

Wir wünschen Ihnen viel Spaß und Inspiration beim
Lesen.

Außerdem sind wir sehr dankbar, dass wieder alle
Autor*innen zur gemeinsamen Preisverleihung ins Land-
ratsamt Böblingen eingeladen und deren Einsendungen
in festlichem Rahmen gewürdigt werden konnten.

Ihre Gabi Woerner
Vorsitzende des Kreissenorenrats Böblingen e.V.



Als Organisator des
Kreissenorenrats
Böblingen habe ich
mich in diesem Jahr
wieder sehr über
Ihr reges Interesse
an unserem
Schreibwettbewerb
gefreut.
Unser Thema 2024
*Einen Versuch war's
wert* hat wieder ein-
mal 55 Autor*innen
inspiriert mitzu-
machen, die uns 65 tolle Beiträge einsandten. So erhielten
wir eine wirklich bunte Mischung mit bewegenden Ein-
sendungen von witzig über ergreifend bis mutig, mit Ge-
schichten über prägende Erfahrungen, das Reisen, die
Liebe und Leidenschaften. Erfreulicherweise wurde auch
das ehrenamtliche Engagement zum Gegenstand von
Betrachtungen, Erlebnissen und Geschichten.

Ermutigend ist wieder einmal die Teilnahme von vier
Ügo-Autor*innen und zwei Einsendungen aus einem
Seniorenheim, was bei uns immer besondere Aufmerksam-
keit findet. Das Alter, soweit preisgegeben, liegt in diesem
Jahr wieder zwischen 31 und 97 (!) Jahren.

Was uns als Organisatoren und Sponsoren erfreut, ist
uns dann als Juryteam Verpflichtung, jeden Beitrag auf-
merksam zu lesen und zu bewerten. Leider müssen wir da-
bei auch knappe Entscheidungen treffen. Bei vielfach hoher
Qualität der Einsendungen müssen leider auch mal Nuancen
entscheiden, was uns nicht leicht gefallen ist. Wir hof-
fen auf Verständnis.

Der Kreissenorenrat bedankt sich bei allen Autor*in-
nen und ihren Unterstützer*innen für ihre Mitwirkung und
bei allen Sponsoren für ihre langjährige Treue.

Ihr Peter Renelt
Kreissenorenrat Böblingen e.V.

TEILNEHMER*INNEN | PREISTRÄGER*INNEN

	Teilnehmer*in Preisträger*in	Ort	Seite	Preisgeber/Sponsor
A	Albeck, Marie-Louise	Leonberg	16	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Amrouch, Inge	Renningen	66	
B	Bäßler, Egon	Weissach	22	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Baum, Hanns-Joachim	Böblingen	62	
	Blank, Gudrun	Sindelfingen	48	
D	de Otero, Gertraut	Vaihingen	6	LEONBERGER KREISZEITUNG
	Demel, Doris	Rutesheim	39	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Deuschle, Kirsten	Leonberg	52	
	Düllmann, Heinrich	Holzgerlingen	10	KREISZEITUNG BÖBLINGER BOTE
E	Eberle, Sandy	Altensteig	25	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
F	Fuchs, Susanne	Böblingen	41	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
G	Goldbach, Silvana	Schönaich	66	
	Grünwald, Rolf-Uwe	Sindelfingen	27	SINDELFINGER BÖBLINGER ZEITUNG
	Grünwald, Gisela	Gerlingen	52	
	Gumsch, Friedrich	Böblingen	68	
H	Hirschmann, Susanne	Bondorf	49	
J	Jens, Uwe	Böblingen	33 48	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
K	Kirchler, Blanka	Böblingen	71	
	Klingel, Annemarie	Friolzheim	65	
	Klink, Karsten	Holzgerlingen	70	
	Kolnik, Peter	Holzgerlingen	47	
	König, Hans-Dieter	Ehningen	7	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Kühnel, Joachim	Ehningen	53	
	Kurtoglu, Sevilay	Herrenberg	12	GÄUBOTE DIE HERRENBERGER ZEITUNG
L	Lentmaier, Hans	Wiedenhöfer-Stift Herrenberg	35	SONDERPREIS KREISSENIORENRAT BB
	Litschko, Silvia	Böblingen	72	
	Lüth, Sabine	Jettingen	37	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
M	Meder, Horst	Weil der Stadt	59	
	Meyer, Dagmar	Weil der Stadt	63	
	Minje, Ursula	Böblingen	62	
N	Nannt, Svenja	Böblingen	9	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
P	Prange, Viktor	Böblingen	60	
R	Raißle, Elfriede	Bondorf	61	
	Reich, Marion	Steinenbronn	67	
	Rinderknecht, Renate	Jettingen	61	
	Röhm, Sandra	Jettingen	19	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
S	Schaber, Martin	Rutesheim	59	
	Scheibelhofer, Gert	Leonberg	55	
	Schlotterbeck, Jörg	Waldenbuch	71	
	Schmid, Johanna	Sindelfingen	30	SONDERPREIS KREISSENIORENRAT BB
	Schmidt, Janina	Böblingen	64	
	Schultheiss, Gudrun	Rutesheim	56	
	Sehorsch, Horst	Herrenberg	64	
	Steng, Rolf	Weil der Stadt	43	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Strauss, Renate	Leonberg	50 54	
T	Trischmann, Malte	Nufringen	67	
V	Voit-Nitschmann, Magdalene	Ditzingen	63	
	Vonderheid, Dr. Ulrich	Leonberg	45	
	von Dalwigk, Gabriele	Magstadt	69	
W	Wamsler, Andreas	Böblingen	14	KREISSPARKASSE BÖBLINGEN
	Weimer, Erna	Wiedenhöfer-Stift Herrenberg	32	SONDERPREIS KREISSENIORENRAT BB
	Wennberg, Klaus	Leonberg	31	SONDERPREIS KREISSENIORENRAT BB
	Wilhelm, Andrea	Mötzingen	58	
	Will, Walter	Weil im Schönbuch	36	SONDERPREIS KREISSENIORENRAT BB
	Wintzen, Wolfgang	Weissach	57	



© commons.wikimedia.org | ca. 1963

*We all live in a yellow submarine,
yellow submarine, yellow submarine.
We all live in a yellow submarine,
yellow submarine, yellow submarine!*

Es war einer der wärmsten August-Samstage im Jahr 1973. Der Schweiß brach mir aus allen Poren, und die Luft zum Atmen wurde knapp.

*We all live in a yellow submarine,
yellow submarine, yellow submarine.
We all live in a yellow submarine,
yellow submarine, yellow submarine!*

Mit seiner Frequenz von 119 Schlägen pro Minute ist das Lied vom Seemann im gelben Unterseeboot eine große Hilfe bei der kardiopulmonalen Reanimation: Herzdruckmassage 30-mal im Takt des Beatles-Songs, dann zweimal Mund-zu-Mund-Beatmung, anschließend das Ganze noch einmal und noch einmal... Nach einer kleinen Ewigkeit hörte ich aus weiter Ferne das Martinshorn der Ambulanz.

*We all live in a yellow submarine,
yellow submarine, yellow submarine!*

Endlich Hilfe! Mir wurde es schon schwarz vor den Augen, als ich wie durch einen Schleier sah, dass jemand sich um die Verletzte, eine junge Frau in meinem Alter, kümmerte. Es war der Notarzt.

Nachdem er die Frau routiniert medizinisch versorgt hatte (venöser Zugang, Intubation und Beatmung mittels Maske und Beutel) und, als sie in aller Eile in den Krankenwagen transportiert wurde, rief er mir noch zu: Sie hat so gut wie keine Chance, aber *einen Versuch war's wert*.

Inzwischen war auch ein Streifenwagen mit zwei Polizisten eingetroffen. Ich gab zu Protokoll, was ich über der Unfallhergang wusste:

»Ein Gesicht, das ich niemals vergessen werde«

von Gertraut de Otero



Bei meinem Fußmarsch von meiner Wohnung im Ramtel war ich gerade durch die (heute nicht mehr vorhandene) Autobahnunterführung an der Breslauer Straße in den Stadtpark gelangt, als etwa 50 Meter vor mir eine Person kopfüber von ihrem Fahrrad auf den asphaltierten Weg stürzte. Nach einer Schrecksekunde rannte ich zur Unfallstelle. Niemals werde ich dieses Gesicht vergessen können: bleich wie ein Gespenst, völlig regungslos, die Augen halb geschlossen. Keine Reaktion auf meinen Zuruf, keine Atembewegungen, der Puls nicht tastbar, weder am Handgelenk noch am Hals!

»Einen Krankenwagen, schnell einen Krankenwagen!« rief ich einem sich nähernden Fußgänger zu, der sich ohne zu zögern auf den Weg machte – zur nächsten Telefonzelle, wie ich hoffte (sogenannte Handys gab es damals ja noch nicht).

Dann der wahrscheinlich vergebliche Versuch der Wiederbelebung. »*Radfahrerin nach Sturz im Stadtpark in kritischem Zustand*«, las ich in der Montagsausgabe der LEONBERGER KREISZEITUNG. Ein Fremdverschulden könne ausgeschlossen werden.

Im Herbst desselben Jahres heiratete ich und zog mit meinem Mann nach Vaihingen /Enz. Immer wieder musste ich an das Ereignis im Leonberger Stadtpark denken. Auf einen milden Winter folgte ein sonniger Frühling, im Mai kletterte das Thermometer bereits auf 24 Grad. Ich bereitete gerade das Abendessen zu, als es an der Wohnungstür klingelte.

Als ich die Türe öffnete, erkannte ich sie trotz der schon hereinbrechenden Dunkelheit sofort wieder. Es war die Frau, deren Gesicht ich niemals vergessen werde. »*Es war nicht ganz leicht, Sie ausfindig zu machen*«, sagte sie lächelnd, »ich möchte mich doch bei Ihnen bedanken!«

Gertraut de Otero, Vaihingen, Jahrgang 1952

Gedanken zu Hospiz und Hospizdienst

von Hans-Dieter König

Das Interesse, sich mit dem Tod und dem Sterben zu beschäftigen, war bei mir bereits angelegt, als ich eine bittere und leidvolle Erfahrung vor fast 35 Jahren als junger Vater machen musste. Wir haben im Jahr 1989 unseren jüngeren Sohn im Alter von 1,5 Jahren durch einen tragischen Unfall verloren. Sechs lange Wochen, jeden Tag 24 Stunden, haben wir gebangt, gehofft und gekämpft – und am Ende doch verloren.

Bekenntnis: Der Tod ist immer als ein stiller Begleiter in unserem Leben mit dabei.

Doch diese Erfahrung hat mich im Laufe der Jahre zum einen dazu ermutigt und befähigt, mich in Kontakt mit Eltern zu begeben, die genauso wie ich/wie wir ein Kind verloren hatten, und zum anderen immer mehr ermutigt, dass ich mich mit dem Tod, dem Sterben und dem Begleiten von Menschen zunehmend identifizieren konnte. Ich habe mich mit dem Tod auseinandergesetzt, die verschiedensten Bücher gelesen aus der Sicht von Ärzten, Therapeuten und auch der verschiedensten Glaubensrichtungen – und all das hatte in mir immer mehr den Wunsch gestärkt, dass ich nach Beendigung meiner aktiven Berufstätigkeit eine Ausbildung zum ehrenamtlichen Hospizbegleiter machen möchte.

Wenn es mir guttun würde, ich das aushalte, dann wollte ich diesen Begleitdienst weitermachen, und wenn es mir Probleme bereiten würde, dann wäre für mich die Konsequenz, dass ich wieder aussteigen würde.

Ende 2018 hat das Ausbildungsseminar begonnen und endete nach sechs Monaten.

Die vielen Stunden, Informationen, Gespräche und Erkenntnisse im Hospizkreis waren und sind mir unersetzlich. Es war ein Geben und Nehmen, ein Hal-



© Hans-Dieter König

ten und sich fallen lassen. Es war ein offener, ehrlicher und wunderbarer Austausch mit den eigenen Lebenserfahrungen und den Lebenserfahrungen der anderen Seminar-Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Selbst, wenn man sich nach Beendigung des Seminars nicht für ein Engagement im Hospizdienst entscheidet, so nimmt man doch so viel Wertvolles für das eigene Leben mit, für den eigenen Umgang mit dem Tod, hat ein ganz anderes Verständnis und eine sehr gute Basis für eine eventuelle Begleitung bei Familienangehörigen oder Freunden.

Mein einwöchiges Praktikum in einem Pflegeheim, bei dem ich freien Zugang zu den dortigen Bewohnern hatte, mit Gesprächen, im Zuhören mit Menschen, die sich noch austauschen konnten, sowie im Umgang mit Menschen die nur noch sehr schwer ansprechbar oder auch bereits nicht mehr ansprechbar waren, hat mich in meinem Entschluss bestärkt, mich als Hospizbegleiter einzubringen, um Menschen auf dem letzten Stück ihres Lebensweges zu begleiten. Jede Begleitung hat eine Einmaligkeit, eine eigene Dynamik und ist nicht wiederholbar. Diese Begleitungen umfassen auch immer den Kontakt mit den dazugehörenden Partnern und



Familienangehörigen und die daraus tief gehenden Gespräche. Alles basiert auf gegenseitigem Vertrauen, und alles bleibt in dem Raum mit den Menschen, mit denen man dieses Gespräch geführt hat.

Ich habe jedes Mal so phantastische, erfüllende und schöne Erfahrungen gemacht, dass ich in jeder Begleitung stets das Gefühl habe, ich gebe deutlich weniger, als dass ich aus der Begleitung mitnehme. Eigentlich kann ich das nicht in Worte fassen, man muss es einfach erleben, man muss sich einfach darauf einlassen.

In letzter Konsequenz aus meinen positiven Erfahrungen habe ich nun eine Zusatzausbildung zum Trauerbegleiter gemacht. Die die Hinterbliebenen in ihrer Trauer annehmen, ihnen Verständnis entgegenbringen, um das ganze Denken der Trauernden aufzunehmen, zu lokalisieren und diese Menschen in ihrer Hilfs- und Ziellosigkeit wieder zu einem Leben, auch im Umgang mit den Erinnerungen und Erlebnissen an die Verstorbenen, zu leiten und zu begleiten. Das erfordert sehr viel Feingefühl und ist eine große Verantwortung für mich als ehrenamtlichen Trauerbegleiter. Hier stehe ich noch am Anfang meiner Erfahrungen, doch habe ich keine Bedenken, dass ich diese Begleitungen nicht bewältigen könnte. Es stehen mir immer für offene Fragen, zu meiner Orientierung und Ausrichtung hauptamtliche Mitarbeiterinnen im Hospizdienst im Hintergrund zur Verfügung, die mir selbst Halt geben, mich auf meinem Weg begleiten und mich stark machen.

Als Fazit schließt sich wieder der Kreis, und ich komme wieder zum Anfang. Es ist wenigstens *einen Versuch wert*, sich mit dem Hospizgedanken zu befassen, und es ist ein weiterer Versuch wert, sich in den Hospizdienst einzubringen. Ich bereue keine Stunde,

keine Erfahrung, keinen Austausch und keine Begegnung mit den Menschen auf ihrem letzten Stück ihres Lebensweges, den trauernden Hinterbliebenen und den vielen ehrenamtlichen Hospizmitarbeiterinnen und Hospizmitarbeitern. Dafür bin ich unsagbar dankbar, und ich freue mich auf künftige Begleitungen mit ihnen immer neuen Erfahrungen.

WORTE

*sind so viele –
fehlen manchmal –
sind nie zur Stelle.*

*Können klagen –
Dinge sagen,
Fragen fragen.*

*Können Reden schwingen –
Lieder singen –
Phrasen dreschen.*

*Können loben – tadeln –
manchen adeln.*

*Können schreien –
jammern – stöhnen.*

*Können hänseln –
und verpönen.*

*Können Heilen –
Tränen trocknen.*

*Können zärtlich dich umspinnen –
Können schmeicheln –
Können schmeicheln und erweichen.
Können endlich DICH erreichen.*

**Hans-Dieter König, Ehningen
Jahrgang 1957**

Gut gemeinte Ratschläge

von Svenja Nannt



»Aber verstehst du das auch?«, fragt mich die Pflegefachkraft. Ich nicke nur gelangweilt. Nur weil ich Sozialstunden im Altenheim ableiste, heißt das nicht, dass ich dumm bin. Sie drückt mir den Zettel mit den Bemerkungen in die Hand. Frau Müller benötigt täglich zwei frische Flaschen stilles Wasser, Frau Mayer hingegen zwei Flaschen Sprudel und eine still. Herr Klee braucht nur eine Flasche Sprudel. Er trinke meist stilles Wasser aus dem Wasserhahn oder stibitze eine Flasche beim Mittagessen vom Tisch. Die Liste hat sich seit den achtzehn Wochen, die ich nun hier bin, nicht verändert. Dennoch meint Madame Fachkraft, dass sie diese mit mir regelmäßig durchgehen müsse.

»Sie ist halt sehr gewissenhaft«, meinte einmal der Haustechniker, der mein direkter Ansprechpartner ist. Ein korrekter Kerl. Bodenständig und nicht so überheblich oder arrogant wie manch andere aus der Verwaltung oder der Pflege. Da denkt man, in diesen sozialen und pflegerischen Berufen läuft es anders, humaner. Doch je länger ich hier bin, desto mehr erlange ich den Eindruck, dass es gerade in diesen Berufsgruppen am unmenschlichsten ist. Zumaldest im kollegialen Bereich. Zu den Alten scheinen sie recht nett zu sein.

Nachdem ich meine Wasserlieferungen ausgeführt habe, kehre ich draußen Dreck auf. Herabgefallene Blätter, Zigarettenstummel, Blütenblätter und was eben sonst noch rumliegt. Das Haus soll ja einen passablen ersten Eindruck hinterlassen. Wenn man mich fragen würde, wirkt das ganze hier wie ein goldener Käfig. Die Alten sind hier eingesperrt, würden gern was erleben, sind aber entweder körperlich oder geistig nicht mehr in der Lage dazu. Wozu es dann diese Betreuungsmitarbeitenden gibt, ist mir auch ein Rätsel. Ein skeptischer Blick, ob die Sauberkeit für Frau Einrichtungsleitung ausreichen würde, dann packe ich den Besen wieder weg.

Als mich Herr Klee aus meinen Gedanken reißt: »Bursche!« Erst als ich ihn fragend anblicke, spricht er weiter: »Ich habe eine Lebensweisheit für euch, das ist wichtig. Komm her und hör zu!« Herr Klee hat öfters solche Anwandlungen und zitiert einen her. Der Haustechniker meinte mal, ich solle mir ruhig die Zeit für die Bewohner nehmen, manchmal sei ja vielleicht doch was Schlaues dabei. Die Aussage hatte mich tatsächlich zum Schmunzeln gebracht. Geduldig und an den Satz des Haustechnikers denkend begebe ich mich zu dem Alten.

»So Bursche, setz dich! Du bist jung«, bemerkt er sachlich und anerkennend. Allein das wundert mich schon. Nicht alle sprechen respektvoll mit mir oder gar untereinander. Er sieht mich prüfend an. Erst als er meine volle Aufmerksamkeit zu haben scheint, spricht er weiter: »Für dich mag ich nur ein alter Kauz sein. Ein Sonderling, der vergesslich die Wasserflasche mit sich nimmt.« Sein Grinsen erinnert mich an das freche Grinsen meines kleinen Bruders: das, eines kleinen Schuljungen.

»Aber ich bin noch kein alter Greis. Ach ... wobei, vielleicht schon. Aber darum soll es jetzt nicht gehen. Du hast noch das ganze Leben vor dir. Egal, was du bisher erlebt hast, lass es nicht deine Zukunft bestimmen! Entscheide selbst, was und wer dich prägen soll, was und wer Einfluss auf deine Zukunft haben soll. Schiebe nichts auf andere, sondern nimm es selbst in die Hand!« Seine Worte klingen wie aus einem Ratgeberbuch. Wirken ein wenig klischeehaft auf mich. Dennoch weiß ich, dass seine Worte wahr sind. Allerdings sich diese so zu Herzen zu nehmen, ist nicht immer ganz einfach. Meine Gedanken schweifen ab. Zurück an den Tag, an dem ich mich habe negativ beeinflussen lassen, an meinen Werdegang und schließlich an meine Verhaftung. Daraufhin schweifen sie noch weiter ab. Das Gesicht einer jungen Frau

Kein Versuch ohne Risiko

von Heinrich Düllmann



erscheint vor meinem inneren Auge. Sie war früher in meiner Parallelklasse, doch in manchen Fächern hatten wir gemeinsam Unterricht.

»An wen auch immer du gerade denkst, Bursche, lad sie ein!«, holt er mich abrupt zurück in die Gegenwart. Erschrocken, dass er sofort erkannte, was in meinem Kopf eben passierte. Er grinst. Wieder dieses Schuljungengrinsen. »Denkst du, man wird einfach so ein alter Greis?«, er lacht, nimmt sich selbst auf die Schippe. »Junge, denkst du, ich war immer unschuldig? Man macht viele Fehler im Leben. Für die einen wird man erwischt und bestraft, für die anderen ist man dankbar, dass sie keiner weiß. Aber einen Fehler darfst du niemals tun: die Frau, die dir diese Zufriedenheit im Herzen schenkt, zu ignorieren!«

»Wie meinen Sie das?«, frage ich nach, und der Alte beginnt zu grübeln. Als würde er nach den richtigen Worten suchen. Oder als ob er abwägen würde, wie breit meine Aufmerksamkeitsspanne ist und ob ich einer langen Geschichte oder lieber einer Kurzfassung Beachtung schenken würde. Er entscheidet sich wohl für die Kurzfassung und spricht ruhig, aber süffisant: »Ich sah sie auf dem Jahrmarkt. Bildhübsch, der Traum einer Frau. Zumindest für mich. Und ich? Ein Nichtsnutz vor dem Herrn. Ein Jungspund, nichtsahnend von Frauen.« Ich erschrecke innerlich, wie er von sich selbst spricht. Sein Blick wird sehr eindringlich, doch bleibt respekt- und humorvoll. Mit tiefer und ernster Stimme sagt er dann: »*Einen Versuch war's wert!* Es folgten 56 Jahre Ehe, vier Kinder, dreizehn Enkel! Dieser Versuch war die beste Entscheidung meines Lebens!«

Mein Hirn rattert, und tatsächlich treffen mich seine Worte an einem Punkt, zu dem ich mich bislang gedanklich noch nicht herangewagt hatte ...

Svenja Nannt, Böblingen, Jahrgang 1996

»Was sind das für Weinflaschen? Du trinkst doch gar keinen Wein.« Mein Vater schaute auf die drei Weinflaschen, die ich ins Bücherregal gestellt hatte. Er nahm eine in die Hand. »Riesling, Auslese«, las er laut vom Etikett, »scheint ein guter und teurer Tropfen zu sein.« Dann blickte er mich bohrend an, und als er meine Verlegenheit spürte, fragte er unvermittelt:

»Hast du sie geklaut?«

Ich wusste sofort, dass ich mich nicht herausreden konnte. »Ja!«

»Du musst sie zurückbringen!«

»Mache ich, Papa. Tut mir leid.«

»Bei mir musst du nicht entschuldigen. Geh zu deinem Chef und entschuldige dich!«

»Das geht nicht«, antwortete ich empört, »der schmeißt mich raus.«

»Mag sein.«

»Das ist sicher, Papa, dann war meine eineinhalb-jährige Lehrzeit für die Katz. Ich bringe die Flaschen wieder unauffällig zurück, dann ist alles gut.«

»Glaubst du das wirklich? Immer wenn du deinen Chef siehst, plagt dich das schlechte Gewissen, dass er das entdecken könnte..«

»Ach, Papa, das merkt niemand. Es gibt dort zigtausend Flaschen, da fallen die drei überhaupt nicht auf!«

»Vielleicht, aber wenn er es feststellt, dann fliegst du garantiert aus der Firma. Überleg dir gut, was du tust. Übrigens, es gibt gleich Abendbrot.«

»Ich bleibe im Zimmer, mir ist nicht nach Essen zumute.«

Ich warf mich aufs Bett und dachte über die Konsequenzen nach. Wut kochte hoch, auf meinen Vater, auf mich, auf alles. »Wegen einer solchen Kleinigkeit soll ich meine Karriere aufs Spiel setzen«, redete ich erregt vor mich hin. Ich war 18 und in der Ausbildung



zum Großhandelskaufmann. Im Moment absolvierte ich ein dreimonatiges Praktikum in einer Weinkellerei, die zu unserer Lebensmittelgroßhandlung gehörte.

Immer wieder schaute ich auf die Weinflaschen, die mir plötzlich so groß erschienen. Ich überlegte, wie ich sie unbemerkt zurückbringen könnte. Natürlich malte ich mir aus, wie mein Chef nach einer Beichte reagieren würde. Er konnte zu uns Lehrlingen manchmal ganz schön streng sein und laut schreien, wenn wir etwas falsch gemacht hatten. Die Gefühle spielten Karussell mit mir. Es ging hin und her: Beichten oder vertuschen? Das Für-und-Wider klatschte wie eine Flut auf mich ein.

Ich blieb in meinem Zimmer und wollte allein sein und mich nicht den Blicken und Ratschlägen meiner Eltern aussetzen. Es folgte die schlimmste Nacht meines Lebens. Wenn ich zwischen den langen Wachphasen eingeschlafen war, wurde ich bald wieder aus dem Schlaf gerissen, denn das Gesicht des Kellermeisters verwandelte sich in den Träumen zu einer Teufelsfratze, die mich so verängstigte, dass ich am ganzen Leib zitterte.

Mein Vater hatte Frühschicht, sodass ich nur mit meiner Mutter frühstückte. Wir redeten wenig und schon gar nicht über meinen Diebstahl. Hastig trank ich eine Tasse mit Kaffee leer und schläng ein Brot hinunter. Wie immer hatte mir meine Mutter Brote geschmiert und in eine Dose gelegt. Bevor ich die Wohnung verließ, gab sie mir die Dose, umarmte mich und sagte: »Mach's gut!«

Früher als sonst ging ich los. Die drei Weinflaschen hatte ich in eine Stofftasche gepackt und in meiner Arbeitstasche verstaut. Ich wusste nicht, was ich tun würde und hoffte auf eine Eingebung. Eins jedoch wusste ich, eine solche Nacht wollte ich nicht mehr erleben.

Ich schlich in die Weinkellerei. Der Kellermeister grüßte mich freundlich. Ich grüßte zurück, ohne ihn jedoch dabei anzusehen. »Was ist los mit dir?«, fragte er. Ich drückste herum und machte mich an meiner Tasche zu schaffen. Umständlich wühlte ich in ihr herum, um dann doch bald die Stofftasche herauszuziehen.

»Hier, bitte«, sagte ich und gab sie ihm mit zitternden Händen.

»Darin sind die drei Weinflaschen, die ich gestern geklaut habe. Ich bitte um Entschuldigung.«

Es herrschte Totenstille. Ich fühlte mich wie ein Häuflein Elend und wagte nicht, meinen Chef anzusehen. Die schlimmsten Befürchtungen marterten mich.

»Schau mich an«, forderte er mich nach einer gefühlten Ewigkeit auf. Ängstlich sah ich ihn an. Er musterte mich mit ernstem Blick und sagte mit eindringlichen Worten:

»Eigentlich müsste ich das melden. Doch es bleibt unser Geheimnis. Sowas darf natürlich nie wieder passieren, sonst musst du dir einen anderen Lehrplatz suchen.«

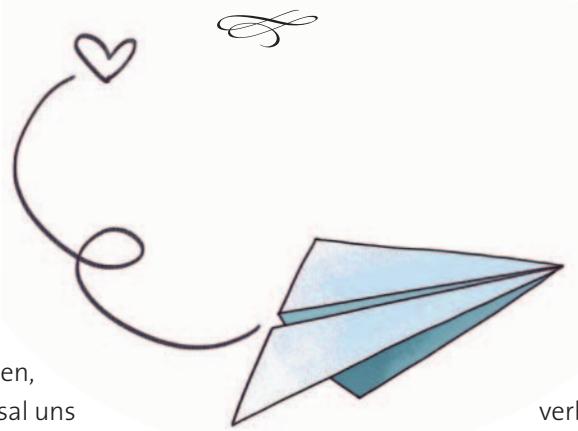
Ich sprang ihn überschwänglich an und fiel ihm um den Hals. »Danke, das kommt nie wieder vor. Danke!« Er löste sich von mir, denn wir hörten, dass inzwischen andere Mitarbeiter eingetroffen waren.

Ja, *es war diesen Versuch wert*. Es bleibt ein »Hätte«. Was wäre mit mir passiert, wenn die Firma mich entlassen hätte? So oder so: Es war für mich eine wichtige Lehre in der Lehre.

Heinrich Düllmann, Holzgerlingen
Jahrgang 1948

Mutige Reise stärkt das Selbstvertrauen

von Sevilay Kurtoglu



Es gibt Dinge, die man nur ein einziges Mal im Leben machen kann. Wofür man nur eine Chance bekommt, es zu tun. Wir glauben, dass wir »eines Tages« alles machen können, aber so einen Tag gibt das Schicksal uns manchmal eben nicht. So war es auch bei mir.

Ich hatte gedacht, ich könnte wegen meiner Sehbehinderung niemals alleine eine Reise antreten. Doch ganz spontan entschied ich mich für eine Flugreise. Meine Familie befand sich schon im Urlaub. Ich blieb zurück, weil ich arbeiten musste und keinen Urlaub zu dem Zeitpunkt bekam. Doch eine Woche, nachdem sie weg waren, bewilligte mein Arbeitgeber meinen Urlaub.

Zuerst war ich etwas unglücklich darüber, denn ich wusste nicht, was ich ganz alleine unternehmen sollte. So kurzfristig einen Flug zu buchen, würde sehr teuer sein. Aus Neugier und Langeweile schaute ich nach Tickets im Internet. Ich traute meinen Augen nicht. Trotz Hochsaison gab es einen günstigen Flug in zwei Tagen! Es kribbelte in mir. Mein Herz schlug etwas schneller.

Ich ging gedanklich die ganze Strecke – von zuhause bis zum Zielflughafen – durch und buchte spontan das Ticket. Was hatte ich getan? Würde ich es problemlos schaffen, am Ziel anzukommen? Sollte ich vielleicht um Hilfe am Flughafen bitten? Nein! Diese Strecke kannte ich in und auswendig. Zu oft war ich mit mindestens einer Person diese Strecke geflogen. Beide Flughäfen waren mir also bekannt. Was ich noch nie gemacht hatte, war die Reise mit der Bahn zum Flughafen. Wir wurden immer mit dem Auto gefahren. So einen Luxus hatte ich diesmal nicht.

Der Wunsch, alleine zu reisen und damit meine Familie zu überraschen, war so groß, dass ich mir negative Gedanken verbot. An einem einzigen Tag

erledigte ich meinen Reiseeinkauf, besorgte mir den Auslandskrankenschein und packte meinen Koffer zusammen. Vor Aufregung konnte ich nicht schlafen. Ziemlich früh machte ich mich auf den Weg zum Bus. Ich hatte sechs Stunden bis zum Flug. Drei Stunden vor dem Flug musste ich mein Gepäck am Schalter abgeben. Somit hatte ich ganze drei Stunden für die Fahrt mit Bus und Bahn berechnet. Normalerweise hätte die Hälfte der Zeit vollkommen ausgereicht. Doch ich hatte Angst, aus irgendeinem Grund die Bahn zu verpassen. Unter Zeitdruck sah ich irgendwie schlechter, und mir passierten viele Missgeschicke. Also wollte ich mich nicht selbst stressen und dachte mir: Lieber früh ankommen und am Flughafen warten, als den Flug zu verpassen.

Ich hatte alles bis auf das kleinste Detail durchdacht: Den Koffer mit meiner rechten Hand vor mir in den Bus hieven, mit der linken Hand meine Wertmarke vorzeigen, dann bis zur Hintertür durchlaufen und dort stehen. Ein Sitzplatz zu finden ist für mich sehr schwierig, da ich die sitzenden Menschen nicht auf Anhieb erkennen kann. Außerdem konnte ich dann als Erste am Bahnhof aussteigen und die Gefahr, jemanden anzurempeln, wäre aus der Welt geschafft. Mit voller Aufmerksamkeit und hochkonzentriert lief ich auf die Treppen zu. Ich verlangsamte meine Schritte, denn ich erkannte die erste Stufe nicht. Um so unauffällig wie möglich zu sein, tat ich so, als ob ich Probleme mit dem Rad des Koffers

hätte. In Wahrheit jedoch wollte ich Zeit gewinnen, um die Stufe zu erkennen. Es funktionierte!

Am Gleis angekommen, stieg ich direkt in die S-Bahn ein. Zuerst blieb ich eine Weile direkt an der Tür stehen, bis ich einen freien Platz erkannte, und setzte mich dann hin. Ich atmete einmal tief ein und aus. Die erste Hürde war geschafft!

Das zweite Hindernis ließ aber nicht lange auf sich warten. In der Bahn funktionierte die Ansage nicht. Wieder fühlte ich mich unwohl, und mein Körper spannte sich an. Ich musste die Stationen mitzählen, denn ich erkannte die Umgebung nicht, wenn ich hinausschaute. In der Hoffnung, an der richtigen Station ausgestiegen zu sein, bewegte ich mich auf die andere Seite des Gleises. In fünf Minuten müsste die Bahn zum Flughafen einfahren. Gespannt wartete ich auf die Durchsage und war erleichtert, als ich sie hörte. Ich befand mich am richtigen Ort. Da diese Fahrt nur grob 15 Minuten dauern sollte, machte ich mir überhaupt nicht die Mühe, einen Sitzplatz zu suchen. So machte ich nur einen Schritt in die Bahn und blieb stehen.

Nun musste ich nur noch irgendwie in die Flughalle kommen. Ich hoffte darauf, dass ich andere Fahrgäste als Wegweiser nehmen konnte. Ansonsten würde ich meinen Weg suchen müssen, denn ich wusste nicht, wohin ich gehen musste. Ich folgte der Menschenmasse bis zur Flughalle und freute mich, die Gegend wieder zu erkennen. Nun durfte ich keine Probleme mehr haben. Ich musste lediglich auf die Menschen achten, um sie nicht anzurempeln oder über ihr Handgepäck zu stolpern.

Die Gepäckabgabe und die Passkontrollen waren keine große Sachen, da alles sehr langsam voranging und ich somit die Zeit fand, alles um mich herum zu erforschen. Ich musste jedoch stets hochkonzentriert bleiben, um nicht den Ablauf zu behindern.

Als ich jedoch zum Gate lief und für einen kurzen Moment in einen Laden reinschaute, stieß ich mit der Schulter an eine Frau. Diese schrie gleich auf und meinte, dass ich aufpassen solle. Reflexartig entschuldigte ich mich. »Pass auf deinen Weg auf! Konzentriere dich!«, schimpfte ich mich an und ärgerte mich über meine Unachtsamkeit.

Am Gate angekommen, atmete ich wieder einmal auf. Nun war das lange Warten angesagt. Für mich bedeutete das, meinen Gehirn und Körper ausruhen zu lassen und neue Kraft zu tanken.

Ohne weitere Probleme konnte ich ins Flugzeug ein- und aussteigen. Es gab keine Treppenhindernisse mehr, mein Gepäck konnte ich auf dem Band gut erkennen, und ich kam auch gut aus dem Flughafengebäude hinaus. Die Taxis standen direkt vor der Tür. Ich stieg in eines hinein und gab die Adresse durch. Auch auf dieser 45-minütiger Fahrt hatte ich die Möglichkeit, mich wieder auszuruhen. Ich ließ mir den ganzen Tag durch den Kopf gehen. Wie hatte ich das gemacht? Das war nichts Selbstverständliches. Halbblind zu reisen, war sehr waghalsig. Was würde wohl meine Familie dazu sagen? Wie würden sie darauf reagieren? Die Antwort würde ich bald bekommen.

Als ich vor der Tür stand und klingelte, hatte ich ein unglaubliches Freiheitsgefühl. Mein Selbstbewusstsein war gestärkt. Ich hatte es geschafft! Die Überraschung war gelungen. Jedes einzelne Mitglied der Familie waren so erstaunt, dass sie am nächsten Tag immer noch darüber grübelten, wie ich die Reise bewältigt hatte. Ich hingegen war sehr stolz auf mich selbst und froh, eine Reise gewagt zu haben, die ich so nie wieder machen würde.

**Sevilay Kurtoglu, Herrenberg
Jahrgang 1985**

Meins schafft das!

von Andreas Wamsler



Ist es nicht das Größte, wenn das eigene Kind die Sportkarriere macht, die einem selbst nie vergönnt war, oder eine Verletzung schuld gewesen ist, oder der Beruf, oder einfach das Leben um die Ecke bog und einen anderen Plan für einen hatte. Gründe, warum es bei einem selbst nicht geklappt hat, wären da viele, mannigfaltig bunt und vielseitig. Und wenn das Leben dann seinen Plan durchgesetzt hat, gerät das sportliche Ziel gerne in den Hintergrund, vielleicht sogar in den Untergrund. In genau diesem schwelt somit der trauten Wunsch, wartend auf den richtigen Zeitpunkt für das ominente Comeback, still und leise vor sich hin. In nicht wenigen Fällen öffnet einem das Leben dann eine Tür in eine Vereinsvorstands-Tätigkeit oder, wenn noch ausreichend agil, in die Seniorenmannschaft. Belächelt werden die, die mutig sind und es wagen. An ein besonders weites Kommen ist da nicht mit zu rechnen.

So leben wir das Leben mit latent schwelendem Wunsch nach der erhofft und ersehnten Sportkarriere. Sie wird nicht kommen.

Andere Dinge kommen stattdessen. Vieles hat das Leben für einen *in petto*. Beruf, Altersvorsorge, Haus bauen und so weiter. Alles wichtige Unterfangen, die einen das vergessen lassen, was da so schwelt.

Dann trifft man die große Liebe, der rosarote Himmel hängt voller Geigen, die Melodien spielen, die unsere Herzen schmelzen lassen, um ewig liebend eins zu werden. In diesen Phasen der Entzückung werden schon einmal so weitreichende Entscheidungen getroffen wie eine Heirat. Fast die Vollendung gemeinsamen Zusammenlebens. Aber eben nur fast. Zur absoluten Vollendung wird ein Kind geboren. Dieses Ein und Alles, für das man nun sein Leben lebt. Wir tun alles für unsere Kinder. Naja, vielleicht nicht sofort und vielleicht auch nicht gleich alles.

Manches wird erst noch, spätestens, wenn es einmal gut zu Fuß ist, wenn die sportliche Früherziehung starten könnte. Wo geht sie wohl hin, die Tendenz? Vorausschauend wird da ein Kind schon mal im heimischen Sportverein angemeldet. Nicht dass das nun falsch verstanden wird. Einfach nur dass wir dann gerüstet sind, wenn's so wäre.

Da war doch was? Und schon ist das Schwelen im Untergrund wieder deutlich spürbar. Wenn ich es schon nicht schaffte, meins schafft es.

Wir wissen alle, wenn wir uns etwas zutiefst wünschen, dann richtet sich unser Unterbewusstsein danach aus und lenkt uns ganz unbewusst in die gewünschte Richtung. Da kann es schon mal passieren, dass wir nicht mehr unser Leben unbewusst lenken, sondern das eines anderen. Das unserer Kinder. Oder, weniger psychologisch: Wäre doch toll, wenn unser Kind sein sportliches Talent ausschöpfen könnte. Ganz ohne Druck, einfach nur Freude am Tun. Auch wenn anfangs das Talent noch nicht im Vordergrund sichtbar ist, das wird schon. Man kennt sich da ja aus. So fangen sicherlich viele Geschichten an. Meine nicht.

Ich wollte selbst immer der Sportliche sein als kleiner Bub. War aber halt nicht so, da konnte ich mir noch so viel Mühe geben. Was habe ich alles ausprobiert: für Basketball zu klein, Handball zu kompliziert, Weitsprung zu weit, Hochsprung zu hoch, dann gab es noch die 1.000-Meter, die dauerten mir zu lange. Kugelstoßen wäre noch etwas gewesen, da hatte aber das andere Geschlecht kein Interesse, zuzuschauen. Was blieb, war nicht so spektakülär für mich, als wären es weitere Versuche Wert gewesen.

Was, von mir völlig unbemerkt, im Hintergrund passierte, mein Vater beobachtete mein Tun mit Argusaugen. Er und sein Untergrund witterten eine

Chance. Er hatte nur zu warten, bis der richtige Augenblick gekommen war, um dann, schier rein zufällig, den richtigen Keim bei mir zu setzen, damit es mit der sportlichen Karriere nun doch endlich klappen würde.

So kam es, wie von langer Hand geplant, dass mein Vater mir den Vorschlag unterbreitete, mit mir zum Fußballtraining zu gehen. Nur mal zuschauen, vielleicht würde es ja mein Interesse wecken. Gesagt, getan. Schon fanden wir uns gemeinsam auf dem Sportplatz wieder. Andere Bereiche der Sportstätte waren mir ja schon aus meinen anderen Spartenexkursionen bekannt.

Wir saßen nun da und schauten den anderen Kindern beim Fußballtraining zu. Immer wieder kamen ein paar erklärende Wort aus meines Vaters Richtung, bezüglich des Spielaufbaus, der einzelnen Positionen und was man so für Spaß hätte neben den Trainings und den Spielen. Immer an der frischen Luft und immer was los. Nun, ganz so unspannt sah das jetzt wirklich nicht aus. Das wurde nun, erstmal in homöopathischen Dosen, regelmäßig wiederholt.

Als finale Steigerung kam dann der Moment, an dem mich mein Vater dem Trainer vorstellte. Selbst einmal aktiver Fußballer gewesen, wurde erstmal ordentlich fachgesimpelt. Wie schwierig es ist, gute Leute zu bekommen, die auch durchhalten, und dem VfB ginge es ja auch gerade nicht so gut vom Fuß. Die zwei verstanden sich seltsam schnell, seltsam gut. Das lag weniger an der spontanen Sympathie als daran, dass sie, ebenfalls voll zufällig, Arbeitskollegen waren. Soweit so gut.

Abends dann das Gespräch zuhause in der Familie inclusive Motivation meines Vaters. Eine gewisse Professionalität musste ja an den Tag gelegt werden,



Er steht im Tor, im Tor, im Tor und nicht dahinter ...

wenn der Bub endlich mit dem richtigen Sport beginnt. Mir war es etwas ungeheuer zumute. Bekomme ich das runde Spielgerät nicht einmal mit beiden Händen ordnungsgemäß sortiert, wie sollte ich das mit den Füßen hinbekommen? Wie auch immer, per Handschlag besiegt, ich startete mit dem Fußballtraining.

Die erste Trainingseinheit begann damit herauszufinden, welche Position für mich wohl die geeignete wäre. Links-Rechtsaußen, Verteidigung, Sturm oder Libero, Links-Rechtsfüßer und lauter so Zeugs. Ich fand Torwart ganz cool. Das stand aber nicht zur Debatte, schade. Man probierte so allerlei aus, und ich bemerkte schnell, dass selbst das Spiel auf dem Halbfeld doch recht an die Substanz ging. Was für eine Rennerei. Hinzu kam ja auch noch, dass ich von meinen Teamkollegen angespielt wurde. Musste also etwas mit dem Ball machen, und bevor ich damit etwas machte, musste ich erstmal erkennen, welcher der Spieler gerade zu meiner Gruppe gehörte. Tor und somit Torwart gab es ja nur einen, das war einfach. Flanke, Pass, Torschuss, Manndeckung, Konter, eigentlich wollte ich Ballspielen und kein Sportstadium.

Nach den ersten Trainings wurde ich erschöpft und mit reichlich Knoten in den Beinen von meinem hochmotivierten Vater am Spielfeldrand schon erwartet. Auf der Fahrt nachhause dann Trainingsanalyse und Tipps vom Fachmann. Irgendwie hatte ich

Verfolge dein Ziel und gib nicht auf

von Marie-Louise Albeck



das Gefühl, die Geschichte nicht mehr selbst in der Hand zu haben.

Einige Trainingseinheiten später mutierte ich dann zum Verteidiger. Da ich eh nie so recht wusste, was ich tun sollte, stand ich eben im Weg, was den Gegner ziemlich störte. Das klappte recht gut ob meiner kindlichen Körperfülle sowie aber auch, weil der heran eilende Gegner mit seinen Triplings letztlich nicht einschätzen konnte, was ich als nächstes tun würde. Schon hatte der den Ball verloren, und ich wusste nicht, wohin damit.

Irgendwann, völlig verzweifelt, schrie der Trainer am Feldrand, dass ich den Ball doch einfach weg-hauen solle, Hauptsache weg vom Tor. Das ließ ich mir kein zweites Mal sagen. Also war meine künftige Devise: Im Weg stehen, Ball klauen, weghauen. Das war was, das ich hinbekam. Leider zum Leidtragen derer, die den Ball dann wieder aus dem anderen Halbfeld haben holen müssen. Anfangs der Trainer selbst, dann die Spieler auf der Bank, und als die auch keinen Bock mehr auf Balljungen hatten, mein Vater. So hatte der dann auch noch was von meinem Fußballtraining.

Es vergingen Wochen und Monate, in denen sich mein Fußballkönnen nicht wesentlich verbesserte. Auch zeigten sich meine vermuteten versteckten Talente hinsichtlich dieses Sportes nicht. Mein Trainer, mein Vater und ich berieten uns nach dem Training noch eine Weile auf der Tribüne sitzend. Als das Thema erschöpft war, war es erstmal still. Ein bisschen enttäuscht war er schon, mein Papa.

Ich solle mir besser einen anderen Sport suchen, hatte der Trainer gesagt. Recht hatte der.

Einen Versuch war's wert.

Andreas Wamsler, Böblingen
Jahrgang 1967

Alles begann um 1960. Ich war Schülerin des St. Agnes Gymnasiums in Stuttgart. Unsere Schule hatte Kontakt mit einer Schule in Liverpool aufgenommen, und es sollten Brieffreundinnen für die dortigen Mädchen gefunden werden. Wer sich bei uns dafür meldete, bekam eine Adresse und konnte Kontakt aufnehmen.

Ich bekam die Adresse von Dorothy, und eine Brieffreundschaft über den Ärmelkanal nach Liverpool begann. Damals – ohne Internet, E-Mail, WhatsApp oder Skype – per Brief, handschriftlich natürlich und mit Fotoabzügen in Schwarz-Weiß, später auch in Farbe, wenn es das Taschengeld erlaubte. So entstand eine innige Verbindung zwischen uns beiden, und wir berichteten über Familie, Schule u.s.w....

Irgendwann beschlossen wir, dass wir uns *unbedingt* treffen müssen, so lange kannten wir uns nun nur per Post.

Endlich dann, 1962 – meine Familie und ich waren inzwischen von Stuttgart nach Geislingen/Steige umgezogen – klügeln wir einen Plan aus. Ich sollte als Austauschschülerin zuerst zu Dorothy und ihrer Familie nach Liverpool kommen, und auf dem Rückweg würde ich sie dann mit nach Geislingen nehmen. Wir waren damals 15 und 16 Jahre alt.

So flog ich am 27. Juli von Stuttgart über Frankfurt, London, nach Liverpool, wo mich dann »meine Familie« am Flughafen erwartete. Es war alles SEHR aufregend für mich, da ich noch nie vorher geflogen war, ganz auf mich alleine gestellt und mein Schulenglisch damals noch sehr dürftig war. Aber alles klappte trotz mehrmaligem Umsteigen irgendwie, und ich war angekommen.

Wir verbrachten dort mehrere Wochen zusammen mit Ausflügen ans Meer, das ich vorher noch nie gesehen hatte und sofort begeistert Muscheln sammelte, wir schipperten zur Isle of Man und besuchten

zusammen die Stadt Coventry, die im Zweiten Weltkrieg von den Deutschen zerstört wurde. Man hatte kurz zuvor die neue Kathedrale eingeweiht. Bleibende Erinnerungen fürs Leben!

Dorothys Vater war Fotograf und gestaltete Kataloge, da durften wir zwei als »Mannequins« posieren, eine aufregende Zeit.

Wir flogen Ende August zusammen nach Stuttgart zurück und wurden von meinen Eltern am Flugplatz abgeholt.

Jetzt verbrachten wir eine intensive Zeit hier zusammen und besichtigten mit ihr die Schönheiten in unserer Umgebung, tanzten »schottisch« in der Küche und brachten ihr »Schwäbisch« bei. Wir erklimmen das Ulmer Münster um hinterher festzustellen, dass Papa gar keinen Film in seinem Fotoapparat hatte!!! Eine erfüllte Zeit.

Unsere Brieffreundschaft ging munter weiter, nachdem Dorothy wieder zuhause war.

1968 heiratete ich, und wir zogen nach Sindelfingen. Irgendwann danach, wir wissen es beide nicht mehr so genau, brach der Kontakt ab, warum? Wir waren beide mit neuen Aufgaben betraut, beruflich und familiär, und so kam es, dass wir uns aus den Augen verloren haben.

NIE habe ich meine Dorothy vergessen, war in Gedanken oft bei ihr und fragte mich, wie es ihr wohl geht und wie ihr Leben weiter verlaufen ist. Oft habe ich einen Versuch unternommen, sie irgendwo aufzuspüren, aber noch ohne Internet und diese Hilfsmittel war alles erfolglos und frustrierend.

Ende Juni 2020, sahen wir in den Nachrichten einen Beitrag vom FC Liverpool, der hatte irgendeine Meisterschaft gewonnen, und die Mannschaft feierte mit Jürgen Klopp den Sieg. Das war blitzartig der zündende Funken für mich; ich sprang auf und sagte



zu meinem Mann: »Jetzt versuche ich es nochmals, Dorothy zu finden!« Ich schaltete den PC an und gab in der Suchfunktion Dorotheas Mädchennamen ein. Ich hatte ja keine Ahnung, ob sie überhaupt noch so hieß oder sie durch eine eventuelle Heirat einen anderen Namen hatte.

Seltsamerweise wurde ich auf die Homepage des »Liverpool Echo«, der örtlichen Zeitung, geleitet, wo über dieses Fußballereignis berichtet wurde. Ich wunderte mich, scrollte die Seiten weiter nach unten und fand einen langen Artikel über einen kürzlich verstorbenen »Prominenten«, den Fotografen der Beatles ... Ganz am Ende waren Fotos angehängt – und ich traute meinen Augen nicht: Ich erkannte sofort »meinen Liverpooler Vater« von 1962 wieder!

Jetzt hatte ich eine Spur, die ich verfolgen konnte. Ich recherchierte, wer diesen Artikel geschrieben hatte, und schickte noch am selben Abend eine E-Mail an diesen Reporter. Ich berichtete kurz von mir, hängte Fotos von mir und der Familie an, damit er erkennen sollte, dass dies kein *fake* ist. Ich bat ihn, mir zu helfen, die Tochter dieses Mannes zu finden, die in diesem Artikel auch namentlich erwähnt worden war.

Man kann sich vorstellen, dass ich alle zehn Minuten zum PC lief, um nachzusehen, ob eine Antwort zurück gekommen sei. Aber alles blieb still ... eine endlose, nervige Warterei ...

Als nach gut zwei Wochen immer noch keine Reaktion da war, öffnete ich wieder die Homepage der Zeitung und fand den Namen eines anderen Reporters, leitete meine damalige Mail vom 15. Juli mit einem kurzen Zusatz auch an ihn weiter und bat ihn, mir doch bei der Recherche zu helfen.

Auch jetzt noch eine kurze Zeit der Stille ... aber dann, am 16. Juli abends um 19.06 Uhr, kam die er-



© commons.wikimedia.org | Mehdi Bolorian
Fars Media Corporation | CC-BY-4.0

lösende Antwort per Mail: »It's me« – von Dorothy persönlich! Ich konnte es kaum fassen und wechselte von Lachen zum Weinen und vom Tanzen zum Still-sitzen. Ja, ich hatte sie gefunden, nach gut 50 Jahren, unglaublich!

Interessant ist auch noch die Geschichte, die ich dann natürlich erst erfuhr, als wir wieder »vereint« waren.

Der Reporter, dem ich zuerst geschrieben hatte, war leider kurz darauf verstorben, seine Sekretärin fand meine E-Mail im Nachlass und gab sie an eine andere Kollegin weiter. Diese wiederum erkannte den Namen und erinnerte sich, dass sie einen Kollegen in Irland hat, der den selben Nachnamen trägt wie Dorothy, und leitete ihm meine Mail weiter. Und, um alles noch »irrwitziger« zu machen: *Er ist der Vetter meiner Dorothy!* So konnte er dann meine Suche an sie weiterleiten, und ich bekam ihre Antwort.

Kann es mehr »Zufälle« als diese geben? Ist das nicht wirklich eine ungewöhnliche Geschichte?

Hätte der FC Liverpool nicht gewonnen, *hätten* wir den Bericht nicht gesehen ... *wäre* Dorothys Vater nicht genau zu dieser Zeit als »Promi« gestorben, und die Zeitung *hätte* dann nicht einen Bericht über ihn geschrieben – wer weiß, ob ich nochmals auf die Suche gegangen *wäre* ... ganz viele *hätte*, *wäre*, *wenn* und *aber* ...

Es hat geklappt, und wir beide sind überglücklich!

Nachdem diese Geschichte ihren guten Abschluss gefunden hatte, schrieb ich eine E-Mail (Adresse laut

Homepage) an Jürgen Klopp und ernannte ihn – unbekannterweise – zu meinem »Helden des Jahres«, weil er durch seinen Sieg mit der Mannschaft der Anlass zu meiner Recherche war. Leider habe ich nie eine Antwort erhalten ...

Auch Dorothy hatte sich auf die Suche nach uns gemacht. Sie kannte meinen neuen Namen und den Arbeitgeber meines Mannes. Sie kontaktierte dessen Personalabteilung und bat darum, eine Nachricht an ihn weiterzugeben. Aber er hörte nie etwas ... irgendwie ging auch das unter ...

In der langen Zeit unseres »Schweigens«, heiratete Dorothy und bekam zwei Mädchen. Sie nannte sie Clare-Marie und Anna-Louise; so hat sie meinen Namen zur Erinnerung an die beiden weiter gegeben. Was sagt man da dazu, ich war sprachlos.

Jetzt sind wir beide Mitte 70, und es gelten 50 Jahre aufzuholen, es ist so viel zu berichten, aber es ist, als wären wir nie getrennt gewesen. Dank dem Internet sind wir jetzt in der Lage, dass wir uns fast täglich schreiben können, ab und zu skypen und telefonieren wir. Wer hätte das gedacht nach so langer Zeit!!!

Ob wir uns jemals wiedersehen? Das steht in den Sternen. Wir werden es sehen, noch geben wir das nicht auf ...

Aber ganz sicher werden wir »unseren Geburtstag« am 16. Juli – wie seitdem jedes Jahr – bei einem *skype call* feiern!

Auf jeden Fall war es *wert*, nochmals *einen Versuch zu wagen* – und dieser war dann endlich auch erfolgreich!

Marie-Louise Albeck, Leonberg

Der Mann von oben

von Sandra Röhm

Marie stand in dem Wohnzimmer der WG, die genau über ihrer eigenen Wohnung lag und in der sie ebenfalls als WG mit drei weiteren Bewohnern wohnte. Sie alle waren wegen des Studiums aus verschiedenen Städten Deutschlands nach Tübingen gezogen. Die WG über ihnen bestand aus zwei Männern und einer Frau, und heute wurde der erfolgreiche Abschluss von Tobias gefeiert, der sein Zweites Staatsexamen der Medizin hinter sich gebracht hatte.

Das Wohnzimmer war brechend voll, die Stimmung ausgelassen, doch Marie, die eher still und schüchtern war, hatte sich in eine der Ecken geflüchtet und beobachtete alles aus sicherer Entfernung, wenn die auch in dem kleinen Zimmer nicht ganz so groß war, wie sie sich gewünscht hätte. Doch einen Vorteil hatte es doch, dass dieser Raum überschaubar war: Man konnte die Leute wunderbar beobachten. Nun, in ihrem Fall handelte es sich um einen ganz bestimmten Menschen, der schon seit einigen Wochen ihr Interesse auf sich gezogen hatte: Roman, der Mitbewohner von Tobias.

Der braunhaarige junge Mann hatte tiefblaue Augen, die sie an zwei Bergseen an einem sonnigen Morgen erinnerten. Sein Lächeln ließ ihre Knie zittern. Und wenn er neben ihr stand, brachte sie oft kein Wort heraus. Roman war ebenfalls eher zurückhaltend, daher hatte sie noch nicht oft mit ihm gesprochen. Aber wenn, dann war es immer etwas Besonderes gewesen. Sie erinnerte sich an eine Party, die ihre Mitbewohnerin Emma vor vier Wochen veranstaltet hatte, und natürlich war die WG von oben eingeladen gewesen. Marie war auf ihren kleinen Balkon getreten, um etwas Ruhe zu tanken, und hatte dort Roman getroffen. Zuerst hatte Schweigen zwischen ihnen geherrscht, doch irgendwann waren sie in ein Gespräch verfallen, an das sich Marie noch sehr gut erinnerte. Sie hatten über den Sternenhim-

mel gesprochen, über den Trubel der Party, ihre Studien. Er studierte Grafik-Design, sie Musik und Englisch auf Lehramt. Wenn sie ihn schon davor sehr gemocht hatte, war ihr Herz spätestens an diesem Abend völlig in Flammen aufgegangen. Jetzt stand er mit seiner Mitbewohnerin Jessica an der gegenüberliegenden Wand und unterhielt sich mit ihr. Wie gern wäre Marie an Jessicas Stelle gewesen! Sie seufzte auf.

»Meine Güte, jetzt starre ihn doch nicht aus der Entfernung an, sondern geh rüber und rede mit ihm!«, sagte da plötzlich Emma zu ihr. Sofort wurden Maries Wangen heiß, und sie wusste, dass sie sich nun rot verfärbten.

»Pscht!«, machte sie und sah sich um, um festzustellen, ob irgendjemand Emmas Worte gehört hatte. Doch da die Musik recht laut war, schien niemand etwas mitbekommen zu haben. War es ein Fehler gewesen, ihre extrovertierte Mitbewohnerin und Freundin einzuhören? Sie wusste es nicht. Aber Emma hatte gesehen, wie glücklich Marie nach dem Gespräch vor vier Wochen gewesen war, und sie direkt gefragt, ob sie Roman mochte. Hätte sie lügen sollen? Nachdem sie Emma das Versprechen abgenommen hatte, es niemandem zu verraten, hatte sie ihr gestanden, Roman zu mögen. Nur zu mögen. Mehr hatte sie nicht gewagt zu sagen. Nun rollte Emma mit den Augen.

»So wird das nie was!«, erboste sie sich.

»Ich bin noch nicht so weit!«, erwiderte Marie traurig. Denn sie musste sich eine genaue Strategie überlegen, wie sie mal wieder mit ihm reden konnte, ganz in Ruhe. Sie war in diesen Dingen fürwahr nicht spontan.

»Für was bist du nicht so weit? Mit ihm zu reden? Und ich dachte, du hast einen Mund, aus dem Worte rauskommen können!« Nun schnaubte Marie.

»Du weißt genau, was ich meine! So spontan bringe ich kein Wort raus. Nicht, nachdem mir klar geworden ist, was er mir bedeutet.«

»Dann schreib ihm halt ein paar Zeilen. Du hast doch seine Handynummer.«

»Was soll ich denn schreiben? Ich kann ihm doch nicht unpersönlich auf dem Handy mitteilen, dass ich ihn mag.«

»Dann mach doch ein Treffen mit ihm aus, und dann sagst du es ihm in Ruhe.« Maries Herz klopfte schon bei der Vorstellung wie verrückt. Sie konnte das nicht! Noch nicht zumindest.

Ich ... überlege es mir, stammelte Marie verunsichert, und Emma, die wohl ahnte, dass sie noch Zeit brauchte, mischte sich wieder unter die Gäteschar.

Als Marie später in ihrem Bett lag, musste sie zugeben, dass Emmas Vorschlag gar nicht so schlecht war. Nur das Handy fand sie zu unpersönlich für diese Sache. Aber wie wäre ein handgeschriebener Brief? So etwas gab es heutzutage kaum noch, zumindest nicht in ihrer Generation. Ob es ihn freuen würde? Oder eher abstoßen? Nun, Roman studierte Grafik-Design, da arbeitete er viel am PC. Doch seine Skizzen machte er oft mit einem Bleistift auf Papier. Und er malte wunderschöne Acryl-Bilder als Hobby. Sie hatte schon das Glück, ein paar seiner Arbeiten bewun-

dern zu dürfen. Vielleicht würde er einen handgeschriebenen Brief zu schätzen wissen?

Weil sie nun zu aufgeregzt war, um überhaupt an Schlaf denken zu können, stand sie wieder auf. Sie nahm sich zuerst einen Schmierzettel und begann, schöne Worte zu finden. Sie änderte Sätze, strich einzelne Worte durch, schrieb sie neu. Es dauerte lange, bis sie zufrieden war, doch irgendwann übertrug sie ihren Text in Schönschrift auf ein schönes, weißes Blatt Papier:

*Lieber Roman,
bei den Partys unserer WG's ist es oft so laut,
dass man sich kaum unterhalten kann. Mir hat
aber unser Gespräch vor einiger Zeit auf dem
Balkon so gut gefallen, dass ich mich gerne mit dir
treffen würde, um das fortzusetzen. Wenn du dich
auch gerne mit mir treffen möchtest, komme am
Sonntagabend um 19.00 Uhr an den Bootssteg
am Wolkensee. Ich warte dort auf dich.
Deine Marie*

Sie las sich den Brief noch dreimal durch, bevor sie ihn in einen Briefumschlag steckte und verschloss. Zufrieden und auch aufgeregzt schließt sie dann ein. Am nächsten Morgen steckte sie den Brief sofort in den Briefkasten, bevor sie es sich noch mal anders überlegen konnte. Und konnte den Sonntag nicht mehr erwarten.

Am Sonntag stand Marie schon 20 Minuten früher an dem Bootssteg und war wegen ihrer Aufregung so angespannt wie noch nie. Würde er kommen? Was würde dann passieren? Die Minuten verstrichen viel zu langsam, Marie wanderte inzwischen auf dem



Steg hin und her. Es wurde 19 Uhr, und Roman war nicht da. Es wurde 19.10 Uhr, und von ihm war keine Spur zu sehen. So verstrichen die Minuten, immer wieder kamen Menschen an ihr vorbei, Paare, Familien, Hundehalter mit ihren Hunden. Aber von Roman keine Spur.

Marie wartete bis kurz nach 20 Uhr, und musste dann wohl einsehen, dass er nicht mehr kommen würde. Tränen sammelten sich in ihren Augen, als sie auf dem Nachhauseweg war. Was sein Nichterscheinen bedeutete war ihr klar. Es tat furchtbar weh. Denn sie war verliebt, und eine Abweisung zu bekommen brach ihr das Herz. Zumal sie ihn nun sicher auch als Freund verloren hatte, diese Sache stand jetzt zwischen ihnen. Nichts würde mehr so sein wie davor. Hätte sie diesen Brief nur nie geschrieben!

Zuhause angekommen ging sie schnurstracks in ihr Zimmer, schloss die Tür und schmiss sich auf ihr Bett. Irgendwann trat Emma in ihr Zimmer, wie meistens ohne davor anzuklopfen. Ihre Freundin meinte das nicht böse, sie dachte nur nicht daran.

»Marie! Was ist passiert?« Bestürzt trat Emma an ihr Bett und setzte sich darauf. Tröstend legte sie eine Hand auf Maries Arm, war für sie da.

»Es ist alles aus«, sagte Marie. Emma runzelte verwirrt die Stirn, und da erzählte sie ihr alles. Bisher hatte sie nicht darüber gesprochen, um genau dieser Situation nicht gegenüberstehen zu müssen. Zugeben zu müssen, dass der geliebte Mann kein Interesse hatte, auch wenn Emma ihre Freundin war. Wer gab schon gerne zu, weggestoßen worden zu sein? Nachdem sie geendet hatte, nahm Emma sie in den Arm.

»Das tut weh, das glaube ich dir. Und ich hätte schwören können, dass du ihm nicht gleichgültig bist, sonst hätte ich dich nicht auf die Idee gebracht, ihm zu schreiben. Aber scheinbar habe ich mich geirrt.

Aber weißt du, wenn er dir nicht mal in die Augen sehen kann, um dir zu sagen, dass er nicht auf diese Weise an dir interessiert ist – vielleicht ist es besser so. Jetzt weißt du Bescheid. Und *einen Versuch war es wert*, oder?«

»Keine Ahnung, ich kann gerade überhaupt nicht mehr denken! Ich ...«

Es klingelte. Sturm. Für einen Moment sahen sich Marie und Emma überrascht an, dann stand Emma auf und eilte zur Wohnungstür. Marie hörte wie gesprochen wurde, und die Stimme, mit der sich Emma unterhielt, hätte sie unter tausenden erkannt. Mit klopfendem Herzen stand sie auf, wischte sich die Tränen aus den Augen und wollte gerade hinausgehen, als Roman ins Zimmer stürmte.

»Es tut mir so leid!«, sagte er sofort und sah sie mit flehenden Augen an. Marie konnte gar nichts sagen.

»Tobias, dieser Depp, hat deinen Brief aus dem Briefkasten geholt und vergessen, ihn mir zu geben. Gerade vor ein paar Minuten ist er damit endlich angekommen, aber da war es schon zu spät.« Er machte eine Pause und sah sie immer noch mit diesem herzerweichenden Blick an. Marie brauchte eine Weile, um seine Worte zu begreifen, da sprach er weiter:

»Ich wäre natürlich zu dir gekommen! Ich habe mich so gefreut, als ich deine Zeilen las! Es ...«, er schluckte und sah sie durchdringend an. Und Marie verstand, sie sah es ihm an. Er fühlte das Gleiche wie sie! Glücksgefühle durchfluteten ihren Körper. Sie ging auf ihn zu, nahm seine Hand in ihre, und sah ihm in seine wunderschönen Augen. Und da wusste sie, dass es wirklich wert gewesen war, einen Versuch zu wagen.

Sandra Röhm, Jettingen
Jahrgang 1977

Amerika 1963 – ein Versuch

von Egon Bässler

Heinrich Butz war auf der Rückreise. Noch knappe zwei Tage würden er und die anderen Passagiere auf hoher See verbringen, dann würde die T. S. Bremen nach 7-tägiger Passage am 21. Dezember in Bremerhaven am Columbus-Bahnhof anlegen. Zwei Tage später würde er Elisabeth und die Kinder wieder in seine Arme schließen können. Vor zehn Monaten hatte ihn das Flaggschiff des Norddeutschen Lloyd auf umgekehrtem Weg nach New York gebracht.

Heinrich Butz saß alleine an seinem angestammten Tisch im Speisesaal des Luxusliners. Seine Tischnachbarn würden sich bald zum Abendessen einfinden. Er ließ den Blick hinüber zu den großen Glasfenstern und weiter hinaus auf das offene Meer schweifen. Die See lag ruhig in der Abenddämmerung. Mit der Reise nach Amerika hatte er sich einerseits einen Traum erfüllt. Doch wog auf der anderen Seite die Enttäuschung über seinen gescheiterten Plan schwer auf seiner Seele.



Auf der Suche nach Lebenszielen.

kam er in französische Kriegsgefangenschaft, aus der er im Sommer 1946 entlassen wurde. Erschöpft, aber glücklich langte er wieder in der Heimat an.

Heinrich Butz war noch keine 20 Jahre alt, als ihm gewahr wurde, dass das NS-Regime ihn um seine Jugend betrogen hatte. Rastlos, aber vergebens suchte er fortan nach der verlorenen Zeit. Die verschiedenen Anstellungen als Hilfsarbeiter machten ihn nicht glücklich. Er nahm jede sich bietende Gelegenheit wahr, um immer wieder die Anstellung zu wechseln. War es nicht der, aus seiner Sicht, viel zu geringe Verdienst, so waren es missgünstige Kollegen oder ein ungerechter Chef. Heinrich Butz war überzeugt, dass er für etwas Besseres bestimmt war, er wusste allerdings nicht, wie dieses Bessere aussehen sollte.

Ein Gutes kam mit Elisabeth. Das Flüchtlingsmädchen war mit ihren Eltern und den vier Geschwistern nach einer mehrjährigen Odyssee in der schwäbischen Kleinstadt gestrandet. Die Familie war im Oktober 1944 aus ihrer donauschwäbischen Heimat vertrieben worden. Elisabeth, die älteste, fand wie auch ihre Geschwister, Arbeit in der Webfabrik der kleinen Stadt. Dort nun kreuzten sich die Wege von Heinrich und Elisabeth. Aus dem freundlichen einander Zunicken bei der Arbeit wurde bald ein näheres Kennenlernen, wurden Verabredungen am Nachmittag oder am Abend, wurde Zuneigung und Liebe.

Im Januar 1952 heirateten Elisabeth und Heinrich, im April desselben Jahres kam Monika zur Welt. Die kleine Familie bewohnte den oberen Stock in Heinrichs elterlichem Haus. Die jungen Eltern arbeiteten weiter in der Webfabrik. Heinrichs Mutter, Christine, hütete tagsüber die kleine Monika. Gertrud und Paul, zwei von Elisabeths Geschwistern, begannen zu dieser Zeit, Auswanderungspläne zu schmieden, und noch bevor Elisabeth im Februar 1958 Erwin, Monikas Bruder, zur Welt brachte, hatten Gertrud und Paul

Heinrich Butz war in der schwäbischen Provinz aufgewachsen. Er gehörte der Generation der Jugendsoldaten in Hitlers Naziregime an. Mit siebzehn absolvierte er, durchaus mit Stolz, die Rekrutenausbildung und wurde 1944 mit nicht ganz 18 Jahren einer Versorgungseinheit im besetzten Frankreich zugeteilt. Acht Monate später, nach Deutschlands Kapitulation,

ihre Pläne in die Tat umgesetzt und waren mit ihren Familien nach Amerika ausgewandert, um dort neu Fuß zu fassen. Der Abschied schmerzte Elisabeth und Heinrich gleichermaßen, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. War es bei Elisabeth die Trennung von ihren Geschwistern und das Auseinanderreißen, der in den Jahren der Flucht so eng zusammen gewachsenen Familie, so empfand Heinrich einmal mehr, dass das Leben ungerecht mit ihm war. Seit seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft malte er sich immer wieder in Gedanken aus, die Welt zu bereisen, andere Länder und Menschen kennen zu lernen und Amerika stand auf seiner Liste ganz weit oben. Allein die Umstände in den Nachkriegsjahren, allen voran die fehlenden finanziellen Mittel, machten es ihm unmöglich, diesen Wunsch zu verwirklichen.

Wäre Heinrich Butz ehrlich zu sich selbst gewesen, hätte er erkannt, dass er diese Umstände durch seine Rast- und Ruhelosigkeit und durch das häufige Wechseln der Arbeitsstelle nicht besser gemacht, sondern im Gegenteil, sie selbst noch befeuert hatte. Aber Selbsteinsicht war für Heinrich Butz eine Unbekannte und so blieb ihm nach der Abreise von Elisabeths Geschwistern nur der schale Geschmack, dass das Bessere, für das er bestimmt war, wieder einmal andere bekommen hatten.

Im April 1960 gebar Elisabeth Uwe, das dritte Kind der Familie. Der Traum von Amerika aber ließ Heinrich Butz nicht mehr los, und so fasste er schließlich, vier Jahre nach der Abreise von Gertrud und Paul, für sich und seine Familie einen Plan. Wenn er in seinem bisherigen Leben auch wenig Planvolles gemacht hatte, so machte Heinrich Butz es, die wenigen Male, die er es tat, im Alleingang. Elisabeth und die Kinder wurden vor vollendete Tatsachen gestellt.

Der Speisesaal der T. S. Bremen füllte sich allmählich. Fräulein Steinlechner und Herr Purga setzten sich zu Heinrich Butz an den Tisch. Man begrüßte sich höflich-freundlich und wartete nun auf die restlichen drei Tischnachbarn, um danach, wenn alle anwesend waren, den ersten von vier Gängen von einem der weißlivrierten Kellner serviert zu bekommen. Draußen war es dunkel geworden, und der Blick durch die Scheiben blieb nun an den vielen kleinen Lichtern hängen, mit denen die Reling des außenliegenden Decks beleuchtet war.

Heinrich Butz war am 2. Februar im Hafen von New York angekommen. Sein erstes Ziel war Rome im Staat New York. Gertrud und ihr Mann Karl bewohnten dort einen großen Caravan in einem Trailerpark. Seit die beiden ausgewandert waren, reisten sie durch das Land, um hier und da, für kürzere oder längere Zeit, ihre Zelte aufzuschlagen. Der Winter war unerbittlich kalt. Heinrich Butz fror in den eisigen Nächten in seinem engen Nachtquartier in einer freigeräumten Ecke des schlecht isolierten Wohnwagens. Auf dem Trailerpark wurde ein gebrauchtes *mobile home* zum Kauf angeboten. Heinrich Butz machte Fotos davon und schickte die Bilder nach Deutschland. Doch er selbst strich diesen Punkt, noch während seines Aufenthalts in Rome, von seiner Liste der möglichen Neuanfänge. Das war nicht das Leben, das er sich für seine Familie vorstellte. Er blieb drei kalte Wochen.

Danach ging seine Reise wie geplant weiter nach Cleveland in Ohio. Juliane Sonnleitner war eine gute Freundin Elisabeths. Die beiden hatten sich in einem der zahlreichen Auffanglager auf der Flucht in Österreich kennengelernt. Juliane und ihr Mann Josef waren schon Anfang der fünfziger Jahre in die USA ausgewandert, hatten es zu etwas Wohlstand gebracht



und in Cleveland ein schmuckes Vorstadthäuschen erstanden. Die Sonnleitners hatten zwei Kinder, Ingrid und Frank, ein drittes war unterwegs. Es war ausgemacht, dass Heinrich Butz bis zum Sommer bei ihnen wohnen konnte. Er machte sich noch in den ersten Tagen nach seiner Ankunft auf Arbeitssuche. In einer Eisenwarenfabrik fand er eine Anstellung. Die Arbeit war hart und eigentlich nicht das, was er sich erträumt hatte. Aber er hatte sein regelmäßiges Einkommen und bezahlte die Sonnleitners für Kost und Logis. Den größten Teil von dem, was danach übrig blieb, schickte er an seine Familie nach Deutschland. Einen kleinen Rest behielt er für sich. Schnell wurde ihm bewusst, dass das Geld auf Dauer nicht für eine fünfköpfige Familie reichen würde. Eine Dauerlösung konnte die Arbeit in der Eisenwarenfabrik nicht sein.

Hier trat nun wieder ein wesentlicher Charakterzug von Heinrich Butz zu Tage. Er war zunehmend unzufrieden mit seiner momentanen Lebenssituation, schaffte es aber nicht, etwas dagegen zu tun und ruckelte sich einmal mehr in seinem Dasein zurück, ohne einen Ausweg zu nehmen. Das Frühjahr ging mild vorüber, und im Frühsommer kam Andy zur Welt. Es wurde eng im Hause Sonnleitner. Obwohl es für Heinrich Butz längst hätte klar sein müssen, traf in die Bitte von Juliane und Josef, sich doch allmählich etwas Eigenes zu suchen, wie ein plötzlicher Schlag in die Magengrube. Enttäuscht verließ er die Sonnleitners. Für den Rest des Sommers zog er in ein einsames Einzimmer-Appartement im Stadtteil Fairfax. Er ging nur noch widerwillig seiner Arbeit nach. Anfang Oktober schrieb er einen Brief an Elisabeth, in dem stand, dass er sie und die Kinder vermisste. Er kündigte seine Stellung und das Apartment und machte sich Ende des Monats auf zur letzten Etappe seiner Reise.

Mitte November traf er bei Paul, Elisabeths Bruder, und seiner Familie in St. John in der Provinz New Brunswick in Canada ein. Es war just der Tag, an dem Michael, sein Neffe, seinen zehnten Geburtstag feierte. Auf der letzten Ansichtskarte aus Übersee, die Heinrich Butz am zweiten Tag seines Aufenthalts in St. John an seine Familie schickte, las Elisabeth, dass Heinrich sich sehr auf den Tag des Wiedersehens freute, und das dies, wenn alles nach Plan liefe, der 23. Dezember sein würde.

Der letzte Gang wurde abgeräumt. Die Gäste erhoben sich nach und nach und die meisten, bevor sie sich zur Nachtruhe in ihre Kajüten begaben, vertraten sich vorher noch die Beine auf dem umlaufenden Außendeck. Heinrich Butz stand an der Reling und schaute hinaus in die Schwärze des weiten Ozeans. Das Gefühl des Scheiterns war weniger geworden. Er war dabei, Frieden mit sich selbst zu schließen. Obwohl sein Plan misslungen war, hatte er doch zum mindesten versucht, für sich und seine Familie einen neuen Anfang jenseits des großen Teiches zu wagen. Heinrich Butz atmete ruhig und tief die kalte, salzige Seeluft ein.

Zur selben Stunde stieg Elisabeth am Bahnhof der schwäbischen Provinzstadt in den D-Zug nach Stuttgart, um dort nach Bremerhaven umzusteigen. Es sollte eine Überraschung werden. Seit Heinrichs Brief vom Oktober war ihr Herz leichter. Ihr Mann hatte seine Pläne aufgegeben. Lächelnd schmiegte sie sich in den Sitz ihres Abteils. Sie würde Heinrich direkt am Columbus-Bahnhof empfangen und ihn froh und glücklich in die Arme schließen. Dann würden sie zusammen zurückkehren in ihre Heimat, um dort für immer zu bleiben.

**Egon Bässler, Weissach
Jahrgang 1957**

Ein Hund namens Joker

von Sandy Eberle

Seit Februar war Mareike im Kreis Böblingen auf der Suche, eine bezahlbare Wohnung für sich und ihren Hund Joker zu finden. Das glich einem Lottospiel mit der Hoffnung auf einen Sechser.

Doch dann tat sich Mitte Mai tatsächlich eine Tür auf. Endlich ihre eigene Wohnung, allerdings nicht in ihrem Lieblingslandkreis, jedoch in einer ihr nicht unbekannten Kleinstadt. Mareike zusammen mit Joker, das grenzte schon an ein kleines Wunder. Alles verlief wie am Schnürchen, gerade so, als wäre es schon vor langer Zeit von einer höheren Instanz geplant gewesen. Es war ein Geschenk des Himmels. Alles lief gut, eine Neubauwohnung so, wie sie es sich wünschte. Der Vermieter erkannte die Not, in der sie sich befand, und Mareike durfte schon sehr bald in die neue Wohnung einziehen.

... Überall gab es weitere kleine Arbeiten zu erledigen. Die Kellerbodenbeschichtung fehlte, der Aufzug durfte noch nicht benutzt werden, der Balkon auch noch nicht begehbar. Die Arbeiter arbeiteten schnell und gut, und der Balkon verwandelte sich von einer Baustelle in einen schönen Aufenthaltsort. Im Wohnzimmer gab es ein Panoramafenster, das über die gesamte Breite des Zimmers reichte. Durch eine schwere Schiebetür gelangte Mareike auf einen großen, hellen Balkon mit Panoramablick – ein Traum!

Die Verschmutzung der Fenster war von den Bauarbeiten so groß, dass Mareike beschloss, diese bald möglichst zu putzen. Die Sonne schien, es war ein schöner Morgen, nichts wie ran ans Fensterputzen. Sie stand vor dieser Schiebetür. So etwas kannte Mareike nicht. Ganz modern, einfach anders. Bei der Schlüsselübergabe der Wohnung demonstrierte die Frau des Bauleiters die Öffnung der Tür: beim Schließen darauf achten, genügend Schwung zu nehmen, dann schloss sie sich fast von selbst. Daran erinnerte

sie sich. Ihr Putzzeug für die Fensterreinigung legte sie auf den Balkontisch. Noch bevor sie die Tür schloss, schaute sie nach Joker. Dieser lag entspannt auf dem Boden. Machte keinerlei Anstalten, mit hinaus zu kommen.

Ohne viel darüber nachzudenken, zog sie diese Schiebetür von außen zu. In diesem Zustand war sie nach innen gekippt. Jedoch stimmte etwas nicht! Mareike ereilte ein komisches Gefühl. Sie versuchte umgehend, diese Tür wieder zu öffnen. Doch das war nicht möglich. Ob sie es laut aussprach oder nur dachte? Die Tür war einfach zu! Und jetzt?

Mareike ahnte Schlimmes, die Tür war ihr etwas zu schnell entglitten. Leider bewegte sie sich keinen Millimeter. Jeder Versuch, die Türe aufzuschieben, blieb ohne Erfolg. Ihr wurde abwechselnd heiß und kalt. Ihr Herz schlug bis zum Hals, panische Gedanken rasten ihr durch den Kopf. Wie ungeschickt, sie schloss sich selbst auf ihrem eigenen Balkon aus. Wieder und wieder versuchte sie die Tür irgendwie zu öffnen. Ihre Finger schmerzten schon. Die Tür befand sich in einer unbeweglichen Position. Mareike ging ein paar Schritte zurück. Was sollte sie nur tun? In der Wohnung rechts neben ihr wohnte noch niemand, von dort konnte sie keine Hilfe erwarten. Sie fragte sich sowieso, wie diese Hilfe denn aussehen könnte. Von links hörte sie Stimmen. Die Balkontüre dort war geöffnet. Vorsichtig rief sie hinüber:

»Hallo, hallo, ist da jemand?«

Mareike stand am Balkongeländer und wartete. Dann kam eine freundliche, lächelnde Frau heraus. Sie sah Mareike fragend an. Wie sie ihr helfen sollte, wusste Mareike noch nicht, aber sie erklärte ihre Notlage. Die Nachbarin, bot ihr an, über das Geländer zu klettern, um durch ihre Wohnung zu Mareikes Wohnung zu gelangen. Allerdings hatte Mareike keinen Wohnungsschlüssel mit auf den Balkon genom-

Er erwies sich als
kluger Retter in der Not:
der Großpudel Joker.



© Sandy Eberle

Sandy Eberle: Ein Hund namens Joker

men, somit war dieses Angebot keine Lösung.

Mareike wollte viel lieber wissen, worin das Problem lag, dass sich ihre Tür nicht mehr öffnen ließ. Sie ging davon aus, dass ihre Türe defekt war. Beim Nachbar war dieselbe Schiebetür verbaut. Sie waren zu zweit, Mareike bat um einen Versuch. Die Frau war zuerst nicht sehr überzeugt, etwas ängstlich willigte sie jedoch ein. Die Spannung stieg. Die Frau verblieb in der Wohnung, der Mann zog von außen die Tür zu. Er schaute kurz zu Mareike und demonstrierte, wie sich diese Tür sogleich wieder öffnen ließ. Mit einem leichten Druck lief die Tür fast automatisch in ihrer Schiene nach rechts. Mareike verstand es nicht. Was machte sie falsch?

Der kleine Unterschied bestand darin, dass der Hebel, wenn die Tür geöffnet wurde, nach unten zeigen musste. Jetzt leuchtete es Mareike ein: Durch das Ziehen der Tür mit ihrer rechten Hand zog sie ungewollt den Hebel nach oben, wo er stehen blieb. Ein Blick auf ihre Tür, der Hebel befand sich tatsächlich in der falschen Position, jetzt war ihr alles klar.

Oje, was nun? Wieder ein Gedankenkarussell, es gab nichts, was ihr jetzt half. Die Nachbarsfrau bot ihr nochmals an, über das Balkongeländer zu klettern und bei ihr in der Wohnung zu warten. Das half Mareike wirklich nicht. Ihr Smartphone befand sich ebenso nicht in Reichweite, darum bat sie ihre Nachbarin, doch beim Hausverwalter anzurufen. Vielleicht besaß dieser einen Generalschlüssel? Überlegung weit hergeholt – das war kein Hotel! Ihr eigener Vermieter, der einen Schlüssel besaß, befand sich im Urlaub.

In der Zwischenzeit, schaute Mareike nach Joker, dieser stand hinter der geschlossenen Glastür. Er schaute traurig, er dachte bestimmt: »Was machst du da draußen? Warum kommst du nicht mehr herein?«

Der Geruchssinn eines Hundes ist absolut großartig. Durch den Türspalt roch Joker Mareikes Angst. Ihr tat es leid. Er sah so traurig aus. Wie und wann sie wieder zusammen kamen, war ihr ein Rätsel. Sie ging wieder zum Geländer. Dort versuchten die Nachbarn, irgendjemanden ans Telefon zu bekommen. Es war Samstagvormittag, alles schien sehr ausweglos.

Endlich erreichten sie den Hausverwalter. Mareike verspürte Hoffnung. Doch er verneinte alle Möglichkeiten, Mareike in irgendeiner Weise helfen zu können. Seine letzten Worte lauteten: einen Schlüsseldienst rufen. »Schlüsseldienst?« Das löste eine bitterböse Erinnerung an eine frühere Begebenheit in Mareike aus, daran wollte sie in keiner Weise denken. Entschieden sagte sie, »Nein, keinen Schlüsseldienst.«

Obwohl sie noch immer nicht wusste, wie sie aus dieser prekären Situation herauskam, war sie erstaunlich ruhig, Panik half ihr auch nicht, es musste doch noch eine andere Möglichkeit geben.

Sie war einfach nur traurig, langsam bewegte sie sich in Richtung Balkontür. Diese stand starr in ihrer Position. Der Hebel stand so hoch, dass er von außen sichtbar war. Ihr Hund saß unverändert auf der anderen Seite.

Auf einmal kam ihr eine Idee: Joker! Er war intelligent und hatte schon manches Mal bewiesen, dass er es faustdick hinter den Ohren hatte. Ein Großpudel, er könnte ihr die Tür öffnen. Einen Versuch war es wert. Mutig und mit voller Überzeugung sprach sie zu ihm:

»Joker, pass mal auf: sieh den Hebel!« Berühren konnte sie den Hebel nicht. Nur ansehen und auf ihn deuten, das war alles. Joker wedelte mit seinem Schwanz, er war sehr aufmerksam. Er freute sich, dass es nun etwas zu tun gab. Mit seiner Schnauze roch er überall, am Boden, am Türrahmen, er hob die

Die große Dame

von Rolf-Uwe Grünewald



Schnauze in die Luft. Sein Blick drückte deutlich aus, dass er noch nicht genau wusste, was Mareike von ihm wollte.

Mareike versuchte, ruhig und sachlich zu bleiben, um ihn nicht zu sehr in Aufregung zu bringen. Sie deutete auf den Hebel und sprach zu ihm:

»Spring hoch, da, der Hebel. Komm, spring hoch.« Sie animierte ihn. Irritiert ging er umher, suchte nach etwas. Auf einmal stellte er sich wieder vor die Tür. Dann nahm er seine Vorderpfoten und sprang hoch, er berührte den Hebel. Dieser bewegte sich ein kleines Stück nach unten. Mareikes Herz klopfte wild, sie traute ihren Augen nicht. Wow, das war großartig.

Sie lobte ihn. Hoffnung durchflutete Mareikes Körper. Es schien zu funktionieren. Joker, du schaffst das. Sprach sie zu sich selbst. Zu Joker sagte sie,

»Mach das nochmal, komm, spring hoch, hier auf den Hebel.«

Sie zeigte auf den Hebel und schaute diesen unentwegt an, zu gerne hätte sie seine Gedanken gekannt. Joker befand sich im Arbeitsmodus; er wusste, dass nun alles von ihm abhing. Plötzlich sprang er erneut hoch, mit seiner Vorderpfote direkt auf den Hebel. Dieser bewegte sich mit einem Ruck nach unten. Mareike drückte von außen gegen die Tür. Diese öffnete sich und sprang auf. Unglaublich, sie traute ihren Augen nicht. Die Tür war offen. Joker befreite Mareike aus ihrer misslichen Lage.

»Joker, du bist großartig, du hast mich gerettet.« Sie sprangen beide auf den Balkon und tanzten vor Freude im Kreis. Die Nachbarn sahen zu und freuten sich mit. Joker bekam einen großen Knochen zur Belohnung, und Mareike räumte ihr Putzzeug weg. Das Fenster zu putzen war nun völlig nebensächlich.

**Sandy Eberle, Altensteig
Jahrgang 1969**

Nachdem ich mich wie üblich als Patientenbegleiter bei den Schwestern auf der Station angemeldet hatte, fragte ich nach einem Patienten.

»Sie könnten mal der Thomas sein!«

»Wie meinen Sie das, ich könnte mal der Thomas sein?«

»Wir haben eine Patientin die immer von ihrem Sohn Thomas redet, der sie angeblich täglich mit seiner Tochter Melanie besuchen kommt. Wir wissen, dass der Sohn und dessen Tochter bei einem sehr schwerem Autounfall vor ca. 30 Jahren ums Leben gekommen sind. Die Patientin kann oder will das nicht realisieren und lebt in einer Traumwelt. Die Frau ist wie in sich gefangen und redet deswegen recht wenig, und wenn, dann halt über ihren Sohn und das Enkele.«

»Da gehe ich doch gerne hin«, sagte ich zu ihr. Auf geht's!

Die Patientin lag gleich im ersten Bett am Zimmereingang. Ich holte mir ohne eine Erlaubnis einen Stuhl, setzte mich zu ihr ans Bett und stellte mich ihr und auch den anderen beiden Patientinnen vor.

»Sind Sie wegen mir hier?«

»Ja, ich wollte Sie besuchen, wenn das für Sie in Ordnung ist.«

»So, jetzt sind Sie da – und nun?«

»Darf ich fragen, warum Sie hier in der Klinik sind?« Es kam keine Antwort. Wie immer nahm ich die Hand der Patientin, um ihr zu zeigen, dass ich für sie da bin, auch wenn sie nicht reden möchte. Da mischte sich eine Bettnachbarin ein und meinte:

»Warum besuchen Sie ausgerechnet *die* und nicht mich? *Die* kriegt doch gar nichts mehr mit, liegt nur rum und nervt mit ihrem Thomas, wenn sie dann überhaupt was sagt. *Die* gehört doch in die Klappe. Über einen so netten Besuch von Ihnen würde ich mich auch sehr freuen.«



© stock.adobe.com | Wissmann Design

Ich sagte ihnen, weil sich jetzt auch noch die andere BettNachbarin mit ins Gespräch einklinkte, dass ich das nicht festlege, sondern die Stationsschwester, die die Patienten aussucht. Ein wichtiges Merkmal sei zum Beispiel, Patienten auszusuchen, die kaum oder sogar keinen Besuch bekommen und deswegen auch Ansprache benötigen, um sie vor einem Delir zu schützen. Immer wieder schaute ich zu »meiner« Patientin, aber die kriegte den Mund nicht auf, also folgte ich der Unterhaltung mit den anderen zwei Damen.

Es war gut eine halbe Stunde rum, und ich merkte einen festeren Händedruck von ihr, da meldete sich »meine« Patientin lautstark.

»Haltet jetzt die Gosch, das ist mein Besuch und der ist nur für mich da. Wenn ihr auch Besuch werdet, dann bestellt euch selber einen. Das ist mein Besuch, und jetzt will ich nichts mehr von euch hören.«

Als ich sie anschaut, fing sie an, von Thomas und dessen Tochter Melanie zu berichten. Sie strahlte so dabei und sah glücklich aus. Da ich wusste, daß sie nicht so gebrechlich war, wie sie sich verhielt, und wollte ich sie herausfordern.

»Frau X, wenn Sie morgen um 14 Uhr *tippi topi* angezogen sind, lade ich Sie gerne hier ins Cafe im Haus ein.«

Sie gab mir die Hand darauf, und ich verabschiedete mich. Den Schwestern sagte ich, was ich mit der Dame vereinbart hatte. Die haben nicht schlecht gelacht und meinten: Wenn wir die Patientin nachher darauf ansprechen, weiß die nicht mehr, dass Sie überhaupt da waren.«

Am nächsten Tag war ich kurz vor 14 Uhr auf der Station, und da stand »meine« Dame, vollkommen gerichtet, sogar mit Lippenstift und gemachten Haaren, und wartete vor der Zimmertür auf mich.

Die Begrüßung lief wie folgt:

»Thomas, wo bleibst Du, ich warte schon so lange auf Dich. Aber schön, dass Du nun da bist. Ist Melanie noch in der Schule?«

»Frau X, einen kleinen Moment bitte, ich muss kurz den Schwestern sagen, daß wir die Station verlassen.«

Eine Schwester meinte: »Endlich sind Sie da, *die* hat uns den ganzen Tag schon gescheucht und immer wieder geklingelt, wo Sie denn nun bleiben. Wir haben ihr dann auch beim Anziehen und Schminken geholfen, sie selber hat ja keine Schminksachen dabei. Sie war so nervös, als würde es zum Abschlussball gehen. Sie wissen wahrscheinlich nicht, was Sie der Frau damit Gutes tun.«

So, nun ging es los mit »meiner« Dame. Sie hakte sich unter, und schon vor dem Aufzug wusste ein Patient, daß ich der Thomas sei und sie nun groß ausgeführt würde. Ihre Nichte Melanie würde nach der Schule dann dazu kommen.

Im Cafe suchte sie sich drei Stück Kuchen aus, dazu einen großen Kaffee und noch eine Flasche Orangensaft. Zudem brauchte sie noch eine Postkarte, um an jemanden zu schreiben. Wer das sein sollte, fiel ihr nicht ein, aber wir nahmen die Karte mal mit. Ich führte sie an einen Fenstertisch und

ging zurück, um die Sachen zu zahlen. Vorher nahm ich noch ein Stück Kuchen weg, so das sie dann nur noch zwei Kuchenstücke hatte.

Als ich ihr ihre Auswahl an den Platz stellte, schaute sie nach draußen und war in Gedanken wohl ganz wo anders.

Sie blickte mich an, schaute vor sich und war so glücklich wie ein »Honigkuchenpferd«. Sie schaute und schaute. Sie vergaß völlig, wo sie war; sie blickte nur rauß und stellte mir (Thomas) immer wieder Fragen, ohne auf eine Antwort zu warten.

Am Nebentisch nahm eine mir bekannte Familie Platz, bei deren Mutter ich vor einigen Tagen als Patientenbegleiter war, und ich erkundigte mich nach deren Befinden.

Im Blickwinkel hatte ich immer meine Patientin und sah, wie diese einfach meinen Teller mit meinem Kuchen zu sich zog. Zwischenzeitlich waren ihre zwei Kuchen schon gevespert, und sie bediente sich dann an meinem mit dem Hinweis: »Es bleib ja in der Familie.«

»Alles gut«, sagte ich ihr.

Sie war die ganze Zeit geistig ganz weit weg, und ein leichtes Lächeln war auf ihren Lippen zu sehen, so friedlich und glücklich schaute sie.

Als ich nach gut zwei Stunden langsam mit ihr wieder auf die Station wollte, meinte sie: »Nein, das geht nicht, ich will erst noch einmal vor die Türe, um frische Luft zu schnappen.«

Auch das machten wir noch, und das ging nicht so einfach, wie ich es mir vorgestellt hatte. Ich dachte, wir drehen eine Runde auf dem Vorplatz und gehen dann hoch, aber sie wollte erst noch draußen auf einer Bank sitzen und die Welt anschauen, und zudem müssen wir ja noch auf Melanie warten.

Nach einiger Zeit wurde es ihr dann doch etwas zu kühl, und wir gingen wieder auf ihre Station und in ihr Zimmer. Sie war so glücklich und strahlte mich an. Sie wollte gar nicht, dass ich gehe, sie würde mich noch zum Vesper einladen, was gleich kommen würde. Als ich sagte, dass ich nun gehen müsse, verstand sie, dass ich nach Hause zu Melanie müsste, um ihr Essen zu machen.

Die beiden anderen Damen im Zimmer meinten nur:

»Jetzt geht es an unsere Nerven, *die* wird bestimmt die ganze Zeit erzählen und erzählen: Ach, wie gut ihr Thomas sei und was er alles für sie tue und so weiter, nur Gelaber kommt da, und wir müssen es aushalten.«

Beinahe hätte ich gesagt: »Dann gehen Sie doch raus«, aber diese Äußerungen – das konnte und wollte ich trotzdem nicht so stehen lassen.

Ich sagte dann zu den beiden:

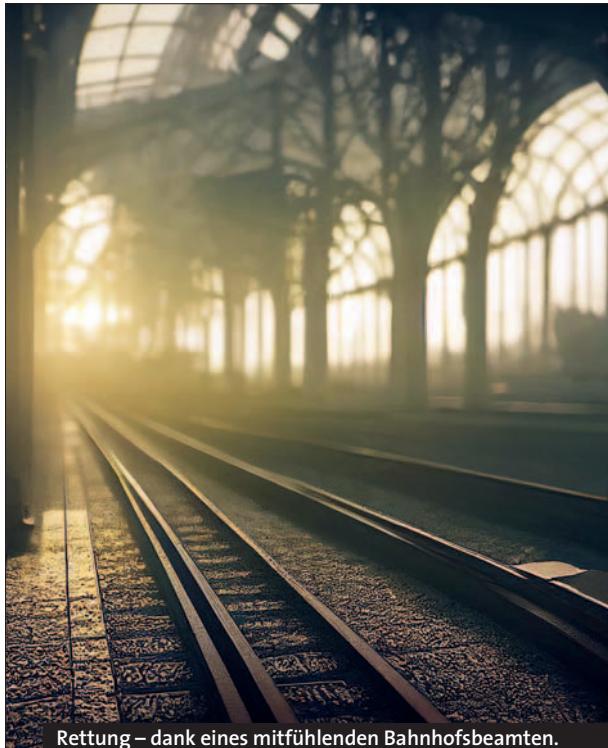
»Wenn Sie etwas Schönes erlebt haben, würden Sie diese Freude doch auch gerne mit anderen Menschen teile wollen. Wie würden Sie reagieren, wenn sie 84 Jahre alt wären, hätten etwas Tolles erlebt, und ihre beiden Bettnachbarn würden nur über Sie so übelst herziehen, wie Sie es tun. – wie Sie es ja gestern schon getan haben, sogar als ich dabei war. Ich möchte nicht wissen, was Sie in den letzten Stunden rausgelassen haben. Sie hat doch außer Ihnen und den Schwestern keinen, mit dem sie den heutigen Tag teilen könnte. Bitte haben Sie Nachsicht mit ihr, sie hatte heute einen schönen Tag, und machen Sie ihr diesen bitte nicht zum schrecklichsten Tag.

Eine völlig glückliche Patientin ließ ich zurück.

**Rolf-Uwe Grünwald,
Sindelfingen**

Einen Versuch war's wert

von Johanna Schmid



Rettung – dank eines mitfühlenden Bahnhofsbeamten.

© pixabay.com

Es war im Jahr 1944, ich war im Kriegshilfsdienst in Bad Hersfeld bei Eisenach. Der Major aus diesem Werk wollte uns nicht mehr dort beschäftigen, da die Alliierten bereits auf dem Weg zu uns waren.

In unserem Lager waren viele Mädchen aus Berlin, ich und zwei andere Mädchen kamen aus Ranigsdorf. Die meisten Mädchen waren knapp über 18 Jahre alt. Nur ich war mit meinen 17 Jahren die Jüngste. Trotz meines Alters hatte ich die Aufsicht und die Verantwortung über die Mädchen.

Ich war freiwillig im Arbeitsdienst, denn zu dieser Zeit musste man, um eine weiterbildende Schule besuchen zu dürfen, ein Parteimitglied sein oder das Arbeitsdienstzeugnis besitzen. Und da man mich in der Partei nicht aufnahm, weil ich mich weigerte,

die Hitlerfahne mit erhobener Hand zu grüßen, blieb mir nur der Arbeitsdienst. Nach dem Krieg war ich froh, dass ich kein Parteimitglied gewesen war.

Der Major hatte uns also aus dem Werk entlassen, und wir sollten irgendwo in Bayern ins nächste Kriegsdienstlager kommen. Nachdem ich die Aufsicht für die Mädchen hatte, waren wir uns einig, dass wir da nicht hin wollten!

Am Bahnhof in Eisenach ging ich ins Büro zum Bahnhofsvorstand und sagte ihm, dass eine der Maiden scharlachverdächtig sei und wir so nicht in ein anderes Lager versetzt werden könnten.

Der Mann hörte mir zu, und ich konnte in diesem Moment nicht ausmachen, ob er mir das glaubte oder nicht. Nach kurzer Überlegung fragte er mich, wie viele Maiden wir sind. Wir waren zu diesem Zeitpunkt 15 Mädchen. Ich solle sie hereiholen: »Dann schauen wir mal ...!«, sagte er, und ich ließ die Maiden eintreten. Der Bahnbeamte schaute alle Mädchen an und meinte dann:

»Ihr sind alle noch so jung! Der Krieg ist aus, und wir haben ihn verloren. Es ist höchste Zeit, dass ihr zu euren Eltern nach Hause kommt. Ich werde euch allen einen Entlassungsschein geben. Ihr seid noch in Uniform, da bekommt ihr überall Wehrmachtsverpflegung.«

Ich kann gar nicht beschreiben, wie überwältigt die Mädchen vor Freude waren. Sie umarmten sich, einige weinten vor Glück.

Noch immer schweifen meine Gedanken oft ab zu diesem Tag und dem Bahnhofsbeamten, und ich sage ihm: »Danke.«

**Johanna Schmid, Sindelfingen
Jahrgang 1927**

Brieffreundschaft mit Hindernissen

von Klaus Wennberg

Das Abitur in der Tasche im Jahre des Herrn 1953 stand ich, wie viele andere, vor der Frage: Was nun? Studieren, aber was? Der Onkel rät erst einmal zu einer kaufmännischen Lehre. Dann werde man weitersehen. In einer Stuttgarter Firma, die auf die Produktion von Briefumschlägen und anderer Papierausstattung spezialisiert war, wurde auch alsbald ein kaufmännischer Ausbildungsplatz gefunden. Glücklich machte mich dies aber nicht, zumal ich dort eine ziemlich lange Zeit in der Registratur zu verbringen hatte.

Dort freundete ich mich mit einem anderen »Stift« an, der bildungsbeflissen war und mich zur Teilnahme an einem Fremdsprachenkurs animierte. Er wählte französisch, ich spanisch, wegen der lateinischen Schulbildung. Nach einiger Zeit wurde man in diesem Sprachkurs dazu animiert, sich doch bei »Contact International, Friendship across frontiers« anzumelden, also eine grenzüberschreitende Brieffreundschaft zu beginnen. Jetzt galt es abzuwägen: Einen spanischen Brieffreund, oder, noch besser, eine Spanierin? Manches sprach dafür, manches auch dagegen. Aber da erinnerte ich mich an den Schüleraustausch meiner jüngeren Schwester, die Gastgeberin einer schwedischen Schülerin aus Stockholm war. Diese war auffallend hübsch, und die Zahl neugieriger Besucher in unserer Familie schwoll an. Dazu kam die in der Sippe vorherrschende und nicht unbegründete Meinung, ein Urahns mit typisch schwedischem Namen sei einst in Deutschland – hier in Perleberg/ Brandenburg – sesshaft geworden. Daher beschloss ich, erst einmal einen Versuch mit einer skandinavischen Brieffreundschaft zu machen.

Bald darauf erhielt ich einen Vorschlag mit zwei Namen: einer Dänin und einer Schwedin. Jetzt hatte ich die Qual der Wahl. Dänemark lag näher bei Stuttgart, aber Schweden kam mir alles in allem doch noch attraktiver vor. Ich hätte natürlich beiden schreiben

können, meinte aber, der Anstand gebiete es, sich auf eine Person zu beschränken.

Und siehe da: Eines Tages flatterte ein Brief einer schwedischen Absenderin in unseren Stuttgarter Briefkasten. Dieser war von ihrem Lehrer im schwedischen Gymnasium empfohlen worden, zur Verbesserung einer Fremdsprache es doch einmal mit einer solchen Brieffreundschaft »across frontiers« zu versuchen. Die Wahl fiel bei ihr auf Französisch – jedoch, es meldete sich kein Franzose und auch keine Französin, dafür aber mehrere Interessenten aus Deutschland, die leider allesamt den »Fehler« machten, die schwedische Schülerin mit »Sehr geehrtes Fräulein ... usw.« anzureden. In Schweden geht man unkomplizierter miteinander um. Da ich harmlos – naiv einfach »Liebe B...a« schrieb, beschloss die schwedische Gymnasiastin – einen Versuch war's ja wert – zur Verbesserung ihrer Deutschkenntnisse einen Briefwechsel mit dem deutschen Studenten aus Stuttgart zu beginnen. Das beflogelte zwar nicht meine eigenen Sprachkenntnisse, brachte mir aber das (vermutete) Land meiner Vorfahren näher.

In der Folge kam es zu gegenseitigen Besuchen. Beide lernten die jeweilige Heimat des anderen kennen – und schätzen. Im Tübinger Studium im Anschluss an die kaufmännische Lehrzeit gab es die Möglichkeit eines schwedischen Sprachkurses. Die Erlernung dieser germanischen Sprache erwies sich als relativ leicht, so dass ich mich bei meinem ersten Besuch in der kleinen Stadt am großen Vänersee schon leidlich gut verständigen konnte.

Um es kurz zu machen: Wir haben vor kurzem die »Diamantene Hochzeit« gefeiert und erfreuen uns an sieben Enkeln. *Einen Versuch war's also wert.*

Klaus Wennberg, Leonberg
Jahrgang 1933

Reingefallen, aber nicht aufgegeben

von Erna Weimer



Ich war zwei Jahre alt, als mir folgendes Missgeschick passierte:

Wir wohnten damals sehr einfach und auch nicht mehr in unserem eigenen Haus. Wir mussten aus unserem Haus ausziehen bzw. wurden daraus vertrieben. Die Leute von Kafkas – Tschetschenen, auch aus ihrer Heimat vertrieben, vertrieben nun uns. Meine Mutter war zu dieser Zeit Putzfrau in der Schule, und eine taube Frau kümmerte sich in dieser Zeit um mich und meine Geschwister.

In unserem neuen Zuhause gab es einen Ofen, daran eine Ofenbank, und in der Mitte des Zimmers war im Boden eine Feuerstelle mit einem gusseisernen Kessel darauf. Der Kessel war leer, aber trotzdem sehr heiß, und irgendwie bin ich in den Kessel hineingefallen. Meine Geschwister riefen sofort nach der tauben Frau, aber sie konnte sie ja nicht hören. Sie holten sie ins Zimmer, und dann hat sie mich endlich aus dem Kessel gehoben. Da hatte ich mir aber schon gehörig den Hintern verbrannt. Sie setzte mich auf wollende Handschuhe, und da blieb ich, bis am Abend die Mutter heimkam. Ich hab bäuchlings auf der Ofenbank gelegen, und dann hat mir die Mutter die Handschuhe, die inzwischen fest auf der Haut hafteten, einfach abgezogen. Ich habe nicht geweint, aber es hat sehr weh getan.

Meine Mutter ging daraufhin ins Dorf, hat Gänsefett geholt und mich damit eingerieben. Heute würde man das definitiv anders machen, aber damals war das halt so.



Drei Jahre lang konnte ich kaum laufen. Mutter hat mich immer wieder in Frischmolke gesetzt, und es wurde langsam besser. Ich saß in dieser Zeit meist nur mit gekreuzten Beinen da und bin wegen der Schmerzen kaum gelaufen. Als es endlich abgeheilt war, haben meine Geschwister mich immer wieder an den Händen gehoben und mit mir laufen gelernt.

Noch heute sieht man die Narben an meinem Hintern, aber ich bin auch sehr froh das ich nicht aufgegeben habe. So habe ich es letztendlich mit Hilfe meiner Geschwister und meinem Willen doch geschafft.

Aber es sollte nicht das letzte Mal sein, dass »*Ein Versuch war's wert*« zutreffen sollte.

Viele Jahre später. Ich war schon erwachsen und hatte selbst Kinder: Durch eine Absprache zwischen Kohl und Gorbatschow sollten alle Deutschen Russland verlassen. Da wir deutsche Vorfahren hatten, mussten auch wir unser Haus und die Tiere für sehr wenig Geld verkaufen.

So ging ich mit 55 Jahren mit meiner Familie zurück nach Deutschland. Wir waren damals sechs Personen und nahmen den Weg von Sibirien/Russland auf uns. Wir fuhren von Semipalatinsk, einer Großstadt im Osten von Kasachstan, mit dem Zug bis nach Almata und dann weiter mit dem Flugzeug nach Deutschland. Das war 1997.

Erst mussten wir in ein Lager nach Baden-Württemberg und von da aus nach Leipzig in Sachsen, wo wir zwei Jahre lang lebten. Aber weil wir dort keine Verwandtschaft hatten, mussten wir nach Baden-Württemberg zurück. Einen Versuch war es abermals Wert, und so sollte Herrenberg endlich unsere neue Heimat werden. Wir wurden damals sehr gut aufgenommen, fühlten uns hier wohl und leben heute noch hier.

Dieser Versuch hält ein Leben lang

von Uwe Jens



Meine Töchter, waren damals 26 und 36 Jahre alt. Sie wollten, schon seit wir in Deutschland angekommen waren, dass ich Fahrradfahren lerne. Aber erst einmal musste ich einen Sprachkurs belegen. Deshalb wollte ich zu Anfang gar nicht. Meine Töchter gaben jedoch nicht auf und haben mich letztendlich doch dazu überredet, es einmal zu probieren.

Einen Versuch war es wert, und aller Anfang war schwer. Oft bin ich deshalb an Mülleimer oder Ähnlichem gefahren. Einmal bin ich so sehr gestürzt, dass ich ein blaues Auge davon getragen habe. Dabei bin ich nur vom geraden Weg abgekommen und ins Gras gefahren.

Aber ich gab nicht auf, und so übte ich mit meinen Mädchen eifrig weiter. Sie hielten mich fest, rannten dabei neben mir her und sprachen mir immer wieder Mut zu. Und ich übte auf meinem Damenfahrrad solange, bis es endlich klappte.

Von da an gab es kein Halten mehr. Oft bin ich nach Herrenberg/Gültstein mit dem Fahrrad gefahren, um dort auf einem Hof Eier und Gemüse zu holen. So bin ich noch fast 20 Jahre lang mit meinem Fahrrad umhergefahren. Meist bis zu 40 km pro Strecke und das natürlich auch mit kleinen Pausen. Aber es war immer schön und hat mir, bis ich aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr konnte, sehr viel Freude bereitet. Heute bin ich sehr froh darüber, dass meine Kinder mich immer wieder dazu gedrängt und ermutigt haben. (.....)

Letztendlich war mein Leben von einigen Hürden und Neuanfängen geprägt, aber Dank der Losung *»Ein Versuch war's wert«* habe ich so mein Leben mit all seinen Widrigkeiten gemeistert.

Erna Weimer, Wiedenhöfer-Stift Herrenberg
Jahrgang 1942

»Herr Jens, Sie müssen Ihren Resturlaub von 1957 noch im 1. Quartal 1958 nehmen! Sonst verfällt der Anspruch darauf«, lautete der völlig unerwartete Hinweis im Januar vom Personalleiter meiner neuen Firma. Na, das war ja eine Überraschung. Was macht ein Hamburger Junge mitten im Winter mit zwei Wochen Urlaub?

»Mensch, Uwe, dann komm doch mit uns zum Skifahren in die Schweiz«, zwinkerte mir Anke scherhaft zu, als ich nach einer Sportstunde tags drauf die für mich überraschende Mitteilung erwähnte. Anke und ich waren Mitglieder der Turnerriege vom EMTV (»Elmshorner-Männer-Turnverein«).

»Aber, Anke, ich habe weder Ski noch Skistiefel und schon gar keine Ski-Klamotten«, lautete meine verblüffte Antwort auf den für mich nur verrückten Vorschlag.

»Uwe, du hast doch einen Anorak und Jeans. Skistiefel und Bretter leiht Dir der Schleswig-Holsteinische-Skiverband, mit dem wir ja die Ski-Ausfahrt machen«, meinte meine im Skifahren bereits erfahrene Sportsfreundin.

Ja, warum eigentlich nicht. So ein Versuch, zusammen mit unserer jugendlichen Turngruppe vom EMTV, wird bestimmt interessant und ist auch gut für unsere Gruppen-Dynamik. Es hat auch alles geklappt mit dem Urlaubstermin und der Ausrüstung.

Bereits in Hamburg beim Einstieg in den Bus fiel sie mir auf. Das hübsche Mädchen mit dem flotten Anorak und dem gutgelaunten Gesichtsausdruck. Wie sich bald herausstellte, kam Rita, so hieß sie, aus Uetersen, einem Nachbarort von Elmshorn. Da Rita und ich nicht zu den Assen des Skifahrens gehörten, trafen wir uns später Tag für Tag bei der Gruppe der Anfänger.



Ein äußerst gelungener Versuch: Rita und Uwe Jens im 65-igsten Ehejahr, Juli 2024.

© Uwe Jens

Wie bei derartigen sportlichen Ereignissen verlebte unsere Ski-Gruppe gemeinsame, wunderschöne und spannende Tage auf der »Schwägalb« in der Nähe von Sankt Gallen.

Es folgte der letzte Tag unseres Urlaubs, als der Reiseleiter plante, mit der Gondel einen Ausflug auf den nahe gelegenen Schweizer »Säntis« zu machen. Unsere Ski-Asse würden später natürlich mit den Brettern zu Tal brausen, ich als Anfänger nahm aber lieber das Angebot wahr, wieder mit der Gondel hinabzufahren. Dennoch, *einen Versuch war es bestimmt wert*. Wer weiß, ob ich jemals wieder auf so einen tollen Berg wie den »Säntis« kommen würde.

»Kommst du mit mir runter, Uwe? In der Hütte habe ich noch eine leckere Apfelsine. Ich nehme auch lieber die Gondel«, sagte Rita zu mir, nachdem wir uns auf dem Gipfel die grandiose Bergwelt genug angesehen hatten.

Meine Sportsfreundin Anke hatte bestimmt die Geschichte von Adam und Eva mit dem Apfel im »Garten Eden« in Erinnerung und kreischte laut:

»Nein, nein, Uwe, bleib bei uns!«

Zu spät, ich folgte bereits Rita zur Gondel. Nicht nur wegen der Apfelsine ...

Nach diesem, meinem allerersten Winterurlaub meinte Rita beim Abschied: »Wenn du mal mit dem Fahrrad in Richtung Uetersen kommst, guck doch mal bei uns rein. Wir wohnen in der Klaus-Groth-Straße 3.«

Der Frühling kam mit herrlichem Radl-Wetter. Also machte ich mich auf den Weg. Ja, ein Versuch, Rita zu besuchen, war es sicher wert. Auf mein Klingeln öffnete Ritas Mutter die Haustüre. Sie sagte auf meine Frage, ob ich Rita sprechen könne, dass die bei ihrer Freundin sei. Die in der Denkmalstraße wohne, nicht weit von hier entfernt.

Naja, wo ich nun schon in Uetersen war, da werde ich in dem kleinen Ort das von ihr beschriebene kleine Häuschen bestimmt finden. Dieser Versuch ist es sicherlich wert. Auch das hat wieder geklappt.

Wenn ich daran denke, dass Rita und ich demnächst unsere »Eiserne Hochzeit« feiern werden, dann waren es die Versuche und viele weitere, die sich in 65 Ehejahren ergeben, allesamt wert.

**Uwe Jens, Böblingen
Jahrgang 1935**

Gebotene Chancen genutzt

von Hans Lentmaier

Ich wollte immer gerne Förster werden, da mein Vater auch 30 Jahre lang Förster in Hohenneuffen bei Beuren war. Deshalb habe ich mich, das war 1948, mit 600 anderen Bewerbern an der Forsthochschule beworben.

Zu dieser Zeit kamen aber viele Offiziere und Offiziersanwärter mit Hochschulabschluss aus dem Krieg zurück und haben sich auch beworben. Das war mein Pech. Von 600 Bewerbern sind gerade mal 68 angenommen worden. Je zur Hälfte Oberschüler und Volksschüler. Ich war leider nicht dabei. Also musste ich mich neu orientieren.

Damals war ich in Beuren schon in der evangelischen Jugendarbeit tätig, und so entschied ich, da ich ja auch zu den abgewiesenen Bewerbern gehörte, mich an der Missionsschule nach Unterweissach zu bewerben. *Einen Versuch war es allemal wert*, und diesmal sollte es klappen. Ich wurde angenommen und war dann elf Jahre in der evangelischen Jugendarbeit in der BW-Landesarbeit tätig; zuerst in Leonberg, dann folgten Calw und Heidenheim.

Zu dieser Zeit kam Oberkirchenrat Stöckle auf mich zu und fragte, ob ich nicht Religionslehrer werden möchte. Ich überlegte nicht lange und ging zum Studium nach Freiburg. Dort habe ich im Oberseminar ein Jahr lang Religionspädagogik studiert. Danach bin ich als Religionslehrer an verschiedenen Berufsschulen, u. a. an die gewerblichen, hauswirtschaftlichen und kaufmännischen Berufsschulen gegangen, um dort zu lehren. So habe ich letztendlich noch 25 Jahre in Heidenheim unterrichtet.

Interessant in dieser Zeit war, dass mein katholischer Kollege sich immer fest an den Lehrplan gehalten hat. Ich aber habe mich breiter aufgestellt und mich in meinen Unterricht auch mit Subkulturen be-

schäftigt. Das kam gut an, und so war mein Unterricht immer sehr gut besucht. 30 Schüler kamen zu meinen Religionsunterricht, was mich natürlich überaus freute.

Leider musste ich mit 60 Jahren meinen geliebten Beruf oder vielmehr meine Berufung aus gesundheitlichen Gründen an den Nagel hängen und wurde pensioniert.

Aber auch danach blieb ich nicht untätig. Ich habe den internationalen Gideonbund, eine internationale Vereinigung evangelischer und freikirchlicher Christen in beruflicher Verantwortung, unterstützt. In meiner Freizeit, die ich dann ja genügend hatte, habe ich Gideonaarbeit gemacht. Dort war meine Aufgabe, das Neue Testament, die mehrsprachigen dunkelblauen Bibeln und kleine Hefte den Menschen nahezubringen, und so verteilte ich sie an Schulen, Gasthäusern, Hotels etc.

Heute im Nachhinein bin ich sehr glücklich darüber, mich damals für diesen Weg entschieden zu haben. Und wie man sieht, aus einem Versuch ist meine ganz persönliche Lebensaufgabe geworden ...

Im Nachtrag muss ich doch noch erwähnen, dass das Erbe, als Förster zu arbeiten, in unserer Familie weitergeführt wird. Denn mein Großvater und mein Vater waren ja beide Förster, und so führte nicht ich, sondern mein Sohn dieses Erbe fort. Er hat sich für diesen tollen Beruf entschieden und ist jetzt Förster in St. Blasien im wunderschönen Schwarzwald.

Und für all das – die Erfüllung, die ich durch meinen Beruf erfahren durfte; die Achtung, Anerkennung und die Liebe, die mir immer entgegengebracht wurde – dafür bin ich heute sehr dankbar.

Hans Lentmaier, Wiedenhöfer-Stift Herrenberg
Jahrgang 1931

Das Bild der Berge

von Walter Will



Ab und zu gehe ich in Weil zum Gottesdienst in die Martinskirche. Neben den Gesangbüchern steht den Sängern eine große Leinwand zum Ablesen der Texte beim Singen zur Verfügung. Vor dem Beginn des Gottesdienstes werden dort auch Hinweise über Veranstaltungen angezeigt.

Einmal sah ich dort ein Bild, welches mich faszinierte: eine Hochgebirgslandschaft im Nebel mit zwei Wanderern. Da noch Zeit war, ging ich zu den Bediensteten der Technik und fragte nach dem Bild. Einer der beiden zeigte mir eine Broschüre der Kirchengemeinde mit besagtem Bild auf der Titelseite. Als ich wissen wollte, wo ich die Broschüre bekommen könnte, schenkte er sie mir. Zuhause blätterte ich in dem Heft, fand aber keinen weiteren Hinweis auf das Bild, außer einem Namen für die Bildgestaltung. Da mir dieser Name unbekannt war – ich bin erst seit drei Jahren in Weil – rief ich in den nächsten Tagen das Gemeindebüro an, um mich weiter zu informieren. Die Sekretärin versprach, sich zu erkundigen.

Fast täglich mache ich einen Spaziergang (eine gleichbleibende Runde) mit meinen Wanderstöcken oder mit meinem Rollator. Nach der Hälfte der Strecke, an einer Ecke, setze ich mich manchmal zum Ausruhen auf meinen Rollator. Eines Tages sprach mich eine dort wohnende Frau an. Sie sagte: »Hier wäre eine Bank gut, ich habe meinem Mann das schon öfter gesagt, aber es/er funktioniert noch nicht.«

Etwa eine Woche nach meinem Telefonat mit dem Gemeindebüro wurde ich wieder an meinem »Rastplatz« von der Frau, diesmal zusammen mit ihrem Sohn, angesprochen. Sie sagte zu mir: »Die Bank ist zwar immer noch nicht da, aber ich habe eine gute Nachricht für Sie.« Ich war irritiert, und sie fuhr fort: »Das Bild, nach dem Sie fragten, ist bei uns



© Walter Will | Martinsgemeinde Weil im Schönbuch

*Keiner fragt den Andern: Ist's noch weit?
Selig ist das Wandern so zu zweit!*

entstanden. Wir wollten wegen der Urheberrechte kein schon vorhandenes Gemälde benutzen, haben KI aufgerufen und dazu geschrieben: ›Male uns ein Bild mit Hochgebirge, Nebel und Wanderern!‹»

Ich war sehr erstaunt! Ihr Sohn bot mir an: »Ich kann gerne mal nachschauen, vielleicht finde ich es ja noch in meinem PC.« Ich gab ihm meine E-Mail-Adresse. Schon am nächsten Tag bekam ich das Bild freundlicherweise zugeschickt.

Nun konnte ich an die Arbeit gehen und meine Idee umsetzen: Durch das Bild in der Kirche auf der Leinwand angeregt, waren mir nämlich ein paar Zeilen eines Liedes eingefallen, welches ich noch in der Volksschule gelernt hatte.

So machte ich aus dem KI-Bild – an meinem PC – eine Postkarte, setzte die Zeilen darunter und habe mit dieser Post schon einige Freunde beglückt.

Nach einigen Tagen besuchte mich mein Sohn, der ebenfalls hier in Weil wohnt. Als ich ihm diese Geschichte erzählen wollte, lachte er, denn das Meiste kannte er schon. Er sagte: »Weil ist ein Dorf!« Und ich füge gern hinzu: Aber ein liebenswertes Dorf!

PS: Dank an alle, die dazu beigetragen haben und die, die es immer noch tun!

**Walter Will, Weil im Schönbuch
Jahrgang 1933**

Der Flug in die Heimat

von Sabine Lüth

Beim Aufwachen höre ich eine Amsel singen. Noch im Halbschlaf denke ich so bei mir: ein tapferes Kerlchen; wer weiß, wie lange er noch morgens sein Liedchen trällert, schließlich haben wir schon wieder Anfang Juli. Ich liebe diesen Gesang, wenn ich mich noch einmal wohlig im Bett ausstrecken kann. Langsam wird auch mein Mann wach.

»Na, was hast du denn heute so vor?«

Wenn ich genau hinhöre, klingt da die ungesagte Frage mit: Bekomme ich pünktlich mein Essen? Also antworte ich ihm beruhigend:

»Um halb neun bin ich mit der Nachbarin verabredet, sie braucht Geld von der Bank, dann muss ich geschwind für eine Bekannte telefonieren, und um zehn gehe ich zu meiner Physiotherapie. Das ist alles.« Er nickt beruhigt.

Meine Nachbarin hat ihr Geld und die Kontoauszüge bei der Bank geholt. »Kannst du mich bitte noch zum Bäcker fahren, ich bekomme Besuch und brauche Brot und auch Kuchen.« Also geht es ab zum Bäcker. Um die Zeit kaufen auch andere Leute ein, und es dauert eine gewisse Weile. Meine Nachbarin: »Ich muss noch zur Versicherung, geht auch ganz schnell.« Also fahre ich sie schnell zur Versicherung. Nur schnell ging es nicht, ihr mussten komplexe Vorgänge erklärt werden.

Dann endlich ab nach Hause. Das wichtige Telefonat muss geführt werden, und weil es wichtig ist, dauert es natürlich auch entsprechend lange. Jetzt aber husch, husch in die Sportsachen. Es ist zehn Minuten vor zehn. Mit dem Rad langt es jetzt nicht mehr, aber wenn ich mit dem Auto fahre, bin ich sogar noch pünktlich.

Ab zur Haustür. Jetzt klingelt auch noch das Telefon. Soll ich rangehen oder lieber läuten lassen? Geh ran, dann ist das schon mal erledigt, oder ich stelle

einen Rückruf in Aussicht. Am anderen Ende ist eine gute Bekannte:

»Stell dir vor, Athina, unsere Pflegekraft, steht noch immer vor dem Haus. Sie sollte schon vor einer Stunde von einem Fahrer abgeholt werden. Sie muss doch zum Flughafen. Was sollen wir bloß machen?« Gestern haben wir alle gemeinsam Athinas Abschied gefeiert und hatten einen lustigen Nachmittag bei Kaffee und Kuchen. Sie ist zu einer echten Freundin geworden. Taxi ist zu teuer, und es dauert zu lange, bis eins hier ankommt. Also biete ich spontan an, sie mit dem Auto nach Stuttgart zu fahren. Ich war noch nie mit dem Auto in Stuttgart auf dem Flughafen.

Kurzer Anruf in der Physio-Praxis: Ich kann heute nicht kommen – ein Notfall.

Schnell umgezogen und ich fahre zu Athina. Wie ein Häuflein Elend steht sie inmitten von sechs riesigen Koffern. Alles eingeladen, Navi programmiert, und ab geht die Fahrt. In Herrenberg bitte ich Athina, mir ihr Ticket zu zeigen. Also fahre ich an den rechten Fahrbahnrand und schaue auf ihr Handy. Da steht: *Flug Frankfurt – Athen. Frankfurt? Nicht Stuttgart?* Erschreckt frage ich, ob sie noch ein Ticket hätte, das von Stuttgart aus nach Frankfurt ginge. Nein, dies hat ihr Sohn von Griechenland aus gebucht und ihr aufs Handy geschickt. Jetzt ruft sie bei ihrem Sohn an. Der will erst gar nicht glauben, dass seine Mutter nicht in Frankfurt ihre Reise antreten will.

Meine Gedanken überschlagen sich. Eine Fahrt von hier nach Frankfurt zu dieser Uhrzeit schaffen wir nie. Der Flieger ist weg. Athina reicht mir das Handy, ich muss ihrem Sohn den Ernst der Lage erklären. Hilfe! Mein Englisch! Aus den hintersten Hirnwundungen suche ich die englischen Wörter zusammen, aber es klappte. Ich solle ihm fünf Minuten geben, er ruft dann wieder an.

Nach langen, gefühlt endlosen fünf Minuten läutet das Handy. Er hat den Flug umgebucht. Also Auto starten und ab nach Stuttgart.

In Sindelfingen der nächste Schock: Das Navi leitet uns von der Autobahn weg. Vor uns ein ewig langer Stau. Nichts bewegt sich, nicht einmal im Schritttempo. Zum Glück haben wir ja das Navi. Das wird den Weg durch die Wohngebiete finden. Aber, oh Schreck, auch hier ein endloser Stau. Andere Navis kennen diesen Weg auch. Es röhrt sich nichts mehr. Autolänge um Autolänge quälen wir uns nach vorn. Über uns hören wir die startenden Flugzeuge. Ob es uns wohl noch reicht? Dann werden wir auf die Autobahn Richtung München geleitet. Jetzt aber Gas geben. Endlich haben wir das Flughafengelände erreicht.

Wo aber jetzt hin? Das Navi führt mich in eine Sackgasse. Was jetzt? Ein Stück zurück ist eine Tankstelle. Also hin und fragen. Ein Kunde, ein netter junger Mann, der gerade eingekauft hat, weiß den Weg. »Bis ich den Weg erklärt habe, dauert es viel zu lange. Folgt mir einfach.« Er fährt voraus, wir sollen ihm nur folgen. Klappe prima. Also Auto abstellen, Gepäck auf einen Wagen laden und rein in das Gebäude. Jetzt, wohin? Wer kann uns jetzt weiterhelfen? Ab zum Info-Stand. Eine lange Schlange. Alle haben viel Gepäck dabei, und das steht kreuz und quer. Warten, bis wir an der Reihe sind. Auskunft: »Dies ist die falsche Fluggesellschaft. Auf unserem Bildschirm erscheint auch kein Lufthansa-Flug nach Frankfurt.«

Himmel, das kann doch nicht wahr sein! Zum nächsten Infostand, diesmal Lufthansa. Athina holt wieder ihr Handy mit dem neuen Ticket. Auskunft der Dame hinter dem Schalter: »Mit diesem Ticket können Sie nach München fliegen und dann nach Athen.« Von Frankfurt war keine Rede mehr. »Ihr Gepäck können Sie aber hier aufgeben.«



Zum Glück werden wir dann schon mal vier riesigen Koffer los, für ein Heidengeld. Das hat der Sohn nicht mitgebucht. Zu zahlen nur mit Karte. Athina hat aber keine Karte. Also zahle ich nach erneuter Rücksprache mit dem Sohn.

Der Check-in-Schalter der Lufthansa ist am anderen Ende der Halle. Schnell, schnell. Dort. Athina ist vollkommen aufgelöst. Vor dem Imbiss ... ist das nicht ... Ja, da sitzt Manfred. Vollkommen relaxt. Schnell ein kurzes »Hallo«, und weiter geht's zum Lufthansa-Schalter.

Auch hier wieder eine ewig lange Schlange. Aber jetzt bin ich sicher, Athina würde ihr Flugzeug erreichen, eine riesige Erleichterung! Jetzt muss sie nur noch in München den richtigen Flieger erwischen, dafür hat sie dort etwa eine Stunde Zeit. Das würde ihr gut reichen.

Gegen 19 Uhr ruft sie an, dass sie glücklich in Athen gelandet sei und ihr Sohn sie abgeholt habe. War das eine Erleichterung nach all der Aufregung. Im Nachhinein frage ich mich: Wieviele Schutzengel waren an diesem Vormittag wohl für Athina im Einsatz?

Athina, dieser Versuch, den Flieger zu erreichen, war es allemal wert, und ich wünsche dir acht wunderschöne, erholsame Wochen im Kreise deiner Familie und komm bald wieder! Wir vermissen dich sehr.

Sabine Lüth, Jettingen
Jahrgang 1952

»Granny Aupair«

von Doris Demel

Es war ein langgehegter Traum von mir, als »Granny Aupair« die Welt zu bereisen, bevorzugt im englischsprachigen Raum.

Geboren wurde dieser Traum ca. neun Jahre vor Beginn meiner Rente. Damals entdeckte ich zufällig in der Sonntagsbeilage unserer Tageszeitung »Stuttgarter Zeitung« eine Buchvorstellung zum Thema mit Zeugnissen von Frauen, die dieses Abenteuer bereits gewagt hatten. Nach der Lektüre stand für mich fest, dass auch ich dies machen wollte.

Im Herbst 2021, kurz nach Beginn meiner Rente – ich war vorher Gymnasiallehrerin für Französisch und Italienisch, meldete ich mich auf der Website von *Granny Aupair* in Hamburg an. Gegen einen Beitrag von € 160,- für drei Monate kann man dort ein persönliches Profil anlegen mit seinen Wünschen, auf das die Hilfe suchenden Familien zugreifen können. Man selbst kann dann auch auf alle Daten der Familien zugreifen. Einmal pro Woche sichtete ich nun die Profile der Familien, die gerne eine Granny in ihrer Mitte aufnehmen wollten.

Bald schon meldeten sich auch Familien aus Ägypten, Abu Dhabi und Mallorca, die mich umwarben. Leider gehörten diese Länder nicht zu den von mir gewünschten Zielländern, da ich meine Englischkenntnisse perfektionieren wollte.

Im Februar entdeckte ich dann das Profil von Amy, das wie für mich gemacht schien. Amy war 44 Jahre alt, alleinerziehend, Musikerin. Sie lebte in der Nähe von London auf dem Land und hatte zwei Jungs, Bill und Jam im Alter von drei und sieben Jahren. Auf demselben Gelände lebte in einem separaten Haus auch ihre Mutter Jo. Sie war etwas älter als ich, 72 Jahre. Früher war sie Grundschullehrerin und jetzt im Ruhestand malte sie. In meinen Träumen und Vorstellungen vor der Abreise Ende Mai gab es lange Spazier-

gänge mit der Großmutter Jo, die mich hin und wieder am Abend zu sich einlud, Gespräche an den Wochenenden mit Amy, die hin und wieder mit mir ein Bier im Pub trank und mir Einblicke in die britische Kultur verschaffte. Was die Kinder anging, so erhoffte ich mir, dass sie mich vertrauensvoll wie eine »echte« Großmutter ansehen würden und mit mir backen, toben und basteln würden.

Nichts davon ist Wirklichkeit geworden. Amy hatte gleichzeitig mehrere Jobs und war deshalb extrem gestresst und quasi nie greifbar:

Abends spielte sie Violine in einem Rockmusical »Hamilton« in London. Dies war ihr Brotberuf, den sie jedoch nicht gerne ausübte. Sie war dann abwesend von ca. 17 Uhr bis Mitternacht, und meine Aufgabe sollte es sein, mit den Kindern Abendbrot zu essen und sie danach zu baden und ins Bett zu bringen. Neben ihrem »Hauptberuf« absolvierte Amy noch ein Fernstudium der Psychotherapie. Dies brachte es mit sich, dass sie sich auch an den eigentlich freien Vormittagen in ihr Schlafzimmer zurückzog, um an Referaten für die Uni zu arbeiten. Ihr Herz jedoch hing an dem Schreiben von Filmmusik, was ihre Abwesenheit am Wochenende bedingte, weil sie dann die Musik mit Hören einstudierte oder mit einem Freund in London zusammenschnitt. Bedingt durch die lange Zeit der erzwungenen Arbeitslosigkeit während Corona und der fehlenden Unterstützung durch den britischen Staat während dieser Zeit hatte Amy finanzielle Schwierigkeiten und musste oft zwei Shows in London spielen, weshalb sie dann oft schon um 12 Uhr aufbrach. D.h. für mich, dass ich für das jüngere Kind Jam, der in der Vorschule war, ab 12 Uhr zuständig war. Zeit für mich, um mit Amy zu reden oder etwas zu unternehmen, blieb so gut wie nie. Die beiden Jungs, Bill (7) und Jam (3) waren extrem



Ein seltener Moment der Gemeinsamkeit.

© Doris Demel

misstrauisch mir gegenüber, und dies hat sich fast die ganze Zeit meiner Anwesenheit gehalten. Bedeutete doch die Anwesenheit der x-ten Granny hintereinander, dass ihre Mutter abwesend war. Mit Spielen, Theaterspielen oder Toben auf dem Trampolin versuchte ich, sie für mich zu gewinnen. Dies war äußerst schwierig, denn im Profil der Kinder im Internet war nicht die Rede davon, dass Bill Autist war. Dies erschwerte es mir, ihm emotional nahe zu kommen oder seine Gefühle richtig einzuschätzen, da er sie nicht zeigen konnte und auch keine Berührungen erlaubte.

Besonders schwierig war der Umgang mit den Kindern am Abend. Jam schleuderte mir in der Badewanne allabendlich ein »No, not you!« entgegen, und ich habe versucht, mit bunten Badekugeln und neuen Matchboxautos seine Abwehrhaltung zu brechen. Bill stand mehrfach wieder auf und stand im Wohnzimmer auf der Matte, obwohl er im Bett sein sollte, was wohl mit seinem Krankheitsbild zusammenhing, da ihm das Alleinsein Ängste verursachte.

An manchen Tagen musste auch Grandma Jo von nebenan einschreiten und noch ein Buch vorlesen, nachdem ich schon mehrere Bücher gelesen hatte, weil die Kindern natürlich Profit aus meiner Anwesenheit ziehen wollten.

Wenn Amy auch am Sonntag in Sachen Filmmusik unterwegs war, ging ich mit Grandma Jo auf einen Spielplatz, und jede von uns kümmerte sich um einen der Jungs. Dies waren meine schönsten Tage, denn dann hatte auch ich einen erwachsenen Ansprechpartner, mit dem ich reden konnte und so manches über Land und Leute erfuhr.

Schwierig war auch die Anwesenheit von Amys Ex-Partner Lee, gleichfalls Musiker, der sehr streng mit den Kindern war im Unterschied zu Amy, bei der die Kinder machen durften, was sie wollten. Dies führte regelmäßig zu Tränen und Wutausbrüchen, und ich stand dazwischen.

Obgleich ich mich viel mit den Jungs beschäftigte und mit ihnen gespielt, gebastelt und gebacken habe, Spielplätze besucht, Theater gespielt und eine Schatzsuche veranstaltet habe, blieb es bis zum Schluss schwierig, die Sympathie und das Vertrauen der Kinder zu gewinnen, denn lieber hätten sie mehr Zeit mit ihrer Mummy verbracht.

Einige Vertrauensbeweise gab es dennoch: Bill, der mir eines Tages beim ins Bettbringen sagte: »I love you a little bit now.« (»Jetzt mag ich dich ein bisschen.«), und Jam, der sich beim abendlichen Leseritual knuddeln ließ, bevor ich das Licht ausmachte.

Hurst, der Wohnsitz der Familie, lag ca. 45 Autobahnminuten entfernt von London. Es war ein reiner Schlafort, der außer einem Pub und einer Postfiliale

Eine starke Frau geht ihren Weg

von Susanne Fuchs



nichts an Treffpunkten bot. Die nächste Stadt, Twyfort, lag fünf km entfernt an einer Bahnstation.

Ogleich ich an meinen freien Tagen viel im Land herumgereist bin, da Twyford gut an die Elizabeth Line angebunden war und ich so London, Oxford, Bath, Bristol und andere Städte eroberte, fühlte ich mich manchmal sehr einsam, und meine Freunde und Aktivitäten in Deutschland fehlten mir sehr. Über einen *facebook*-Aufruf, den Amy für mich geschaltet hatte, lernte ich dann einige Leute kennen, die auch mal vormittags für Museumsbesuche und Sightseeing Zeit hatten, denn abends konnte ich ja nicht weggehen. Besonders Paola, eine ehemalige Grundschullehrerin, lag total auf meiner Wellenlänge. Mit ihr lernte ich kleine Dörfer in der Nähe kennen, besuchte die Kew Gardens (ein typisch englischer Park bei Richmond/London und redete über Gott und die Welt. Ihre Freundschaft, die bis heute anhält, möchte ich nicht missen.

Mit Amy jedoch ergaben sich, anders als erträumt, keinerlei gemeinsame Aktivitäten, denn für sie war ich wohl kein Familienmitglied, sondern eher eine Hausangestellte. Da ich mir freiwillig auch noch jede Menge Hausarbeit aufgeladen hatte, war es eine sehr anstrengende und fordernde Zeit, die mich manches Mal an meine persönlichen Grenzen gebracht hat. Dennoch hat sie mich persönlich weitergebracht, meine Englischkenntnisse erweitert, und ich würde als Fazit ziehen: »Ja, *einen Versuch war es wert.*«

Und wer weiß, vielleicht werde ich nochmals aufbrechen in mein Traumland Australien und eine neue Erfahrung als Granny machen. Meine Englischkenntnisse halte ich mir in der Zwischenzeit durch einen VHS-Kurs schon einmal warm.

Doris Demel, Rutesheim
Jahrgang 1957

Der Winter kündigt sich an: Nebeltage und wenig Sonnenschein. Seit einem halben Jahr hat meine Schwiegermutter, genannt Oma Rosa, ihren Führerschein abgegeben. Der Aktionsradius einer sehr aktiven Frau ist eingeschränkt Sie strickt Socken seit ih-rem 10. Lebensjahr. Jetzt für ihre fünf Kinder, elf Enkelkinder und acht Urenkel. Wir wohnen ca. 40 km entfernt, und unsere Besuche sind nicht so häufig. Nun bin ich in Rente und versuche mich auch im Sockenstricken. Warum nicht mit ihr gemeinsam einen Stricknachmittag gestalten? So ist vielleicht uns beiden geholfen.

Ich fahre also einige Donnerstage zu ihr, und wir stricken Nadel für Nadel. Es geht gut vorwärts bei mir, und meine Socke nimmt Formen an. Nebenher kommt sie ins Erzählen über ihr Leben.

Sie wird als neuntes Kind in Bayern geboren und wohnt im Elternhaus mit noch weiteren 15 Personen. Ihre Kindheit ist geprägt von Gänsehüten und Unterstützung ihrer Eltern bei der Feldarbeit. Ihre Erzählungen sind so interessant, dass ich mir überlege, diese aufzuschreiben und eine Buch über ihr Leben zu gestalten. So entsteht in Gedanken stufenweise bei mir das Projekt »Unterwegs im Leben von ROSA FUCHS«.

Sie geht gerne zur Schule und hat sehr gute Noten. Einen Nachmittag zeigt sie mir ihr Abschlusszeugnis, damals Entlassungszeugnis genannt: »Gut begabt und von einer raschen Auffassung«, steht geschrieben, und selbstverständlich hat sie in Handarbeiten ein »sehr gut!«

Mit 14 Jahren beginnt sie eine Schneiderlehre am Ort. Die Lehrmeisterin nimmt es nicht so genau mit der Anleitung – sie wäscht für die Lehrmeisterin Wäsche und muss ausbildungsfremde Arbeiten erledigen. Sie lebt gerne zu Hause mit ihren Eltern und den



© Susanne Fuchs

Geschwistern. Dann erkrankt ihre Schwester schwer, und ihr Vater bittet sie, zu deren Pflege und Unterstützung in eine 300 km entfernte Großstadt zu gehen. Sie ist 15 Jahre jung und packt selbstverständlich den Koffer für eine fremde Stadt. Der Abschied fällt ihr sehr schwer. Es ist der 23. September 1949, als sie nach einer langen Zugfahrt und vielen Umstiegen ankommt. Sie findet für ihren Unterhalt eine Anstellung im Haushalt eines Familienbetriebs, der Eisen- und Haushaltswaren vertreibt.

Und jetzt nimmt das Schicksal seinen Lauf: Sie verliebt sich in den Sohn Udo der Familie und er sich in sie. Heimlich treffen sie sich, denn als Mädchen aus einfach Verhältnissen ist es nicht standesgemäß, sich mit dem Sohn eines Unternehmers zu liieren. Die beiden wollen ihr Leben gemeinsam gestalten und sind auf Wohnungssuche. Ein schwieriges Unterfangen, denn sie sind noch nicht verheiratet, und Wohnungen sind 1951 noch rar.

Ihre Mutter und ihr Bruder kommen zur »Bräutigamschau« und geben ihren Segen zur Hochzeit. Die Näharbeiten für das Brautkleid betragen neun DM, die Schuhe nimmt sie von der Schwester und werden ausgestopft. Der Bruder bringt den Brautstrauß auf dem Motorrad mit, und der Schwager zahlt die Hochzeitsfeier. Sie heiraten 1951 und finden letztendlich eine Wohnung.

Schon bald kündigt sich eine Familie an, die sich bis 1962 auf fünf Kinder vergrößert. Sie ziehen mit großen finanziellen Anstrengungen in ihr Eigenheim – das große Glück für die Familie! Oft sind sie an Wochenenden in der Heimat von Oma Rosa in Bayern, bei ihren Geschwistern und deren Familien.

1965 steigt sie aus personellen Gründen in den elterlichen Betrieb von Udo im Verkauf von Haus-

haltswaren ein. Eine gewaltige Aufgabe: Das jüngste Kind ist gerade drei Jahre jung, und KiTa-Plätze gibt es auch damals nicht genügend. Auch die vier älteren (Schul-)Kinder müssen täglich nicht nur mit Essen versorgt werden. Ohne Auto bewältigt sie zweimal täglich eine Strecke von je drei Kilometer ins Geschäft und wieder nach Hause. Einkauf und Haushalt werden nebenbei erledigt. Sie hat keinen Führerschein, das Geld dafür ist nie vorhanden.

1973 wird das Geschäft aufgelöst. Udo ist schwer krank. Nach seiner Genesung geht sie wieder ganztags in einem anderen Betrieb arbeiten. Erste Enkelkinder kündigen sich Anfang der 80er-Jahre an. Udo verstirbt nach erneut schwerer Krankheit 1988.

Sie beginnt, den Führerschein zu machen, ein Auto steht ja vor der Haustür. Als älteste Teilnehmerin mit 55 Jahren schafft sie auf Anhieb die Prüfungen und ist mit dem Familienauto nunmehr beweglich. Sie fährt oft und gerne zum Wandern ins Allgäu und schließt sich einer Sportabteilung bis 2020 an.

Aus zwei werden 39: In all den Jahren ist die Familie stetig gewachsen. Es sind mit den Schwiegerkindern, den Enkeln mit Partnern und den acht Urenkeln jetzt 39 Personen, und ein weiteres Urenkelkind hat sich angekündigt. Sie lebt jetzt bereits 75 Jahre in Reutlingen, und die Menschen sind ihr schon lange an Herz gewachsen. Trotzdem hat sie ein besonderes Heimatgefühl, wenn sie gelegentlich mit den Nichten und Neffen in Bayern telefoniert. Ihr Leben ist bisher nicht einfach gewesen, aber sie hat es mit viel Kraft gemeistert – eine Familienmanagerin durch und durch!

**Susanne Fuchs, Böblingen
Jahrgang 1959**

Musik verbindet und weckt Erinnerungen

von Rolf Steng

»Nichts ist beständiger als die Veränderung«, so sagte vor rund 2500 Jahren schon Heraklit von Ephesus zu seinen Schülern. Diese wohl für alle Zeiten gelgende Erkenntnis ist Ursache unseres täglichen Tuns und Handelns und prägt unser Leben nachhaltig. So auch in der nun folgenden persönlich erfahrenen Begebenheit:

Noch war Corona ein Fremdwort ohne Inhalt. Da begab es sich, dass meine Schwiegermutter altershalber den täglichen Anforderungen ihres Alltag zusehends weniger gerecht werden konnte. Vitalität und geistige Aktivität hatten wahrnehmbar nachgelassen, und der Verbleib in der wunderschönen, altersgerechten Neubauwohnung wurde zur Last. Der familiäre Einsatz, unter ergänzender Mithilfe eines Pflegedienstes, reichten nicht mehr aus, um alle Bedürfnisse der Betroffenen zufriedenstellend zu erfüllen. Der Aufnahme in einem nahegelegenen Pflegeheim wurde von allen Verantwortlichen zugestimmt. Anträge wurden gestellt und nach geraumer Zeit positiv befürwortet. Ein neuer, wohl letzter Lebensabschnitt für sie konnte beginnen.

Die vielen Veränderungen machten meiner Schwiegermutter ordentlich zu schaffen, was sie uns bei unseren regelmäßigen Besuchen im Altenheim oftmals kundtat. Die Tage bei ihren Töchtern mit deren vielseitigen Angeboten und Möglichkeiten vermisste sie besonders. Obwohl wir bei unseren Heimbesuchen den liebevollen Umgang des Pflegepersonals mit den Heimbewohnern wahrnehmen konnten – es war halt doch eine andere, ungewohnte Welt mit gänzlich veränderten Rahmenbedingungen.

Jede Woche, in der Regel am Donnerstag, waren meine Frau und ich im Wohnheim der Schwiegermutter zugange, um mit ihr gemeinsam an den Aktivitäten dort teilzunehmen. Zu Friseurbesuchen, Spiele- und Kaffeenachmittagen, Vorträgen und manchem

mehr begleiteten wir sie und nahmen auch aktiv daran teil. Bald schon kannten wir die meisten Bewohner namentlich, und es ergaben sich viele nette Gesprächssituationen an diesen Donnerstagnachmittagen. Ja, wir wurden von einigen schon regelrecht erwartet, um uns über das Neueste aus dem Hause zu unterrichten. Viel zu schnell verging die Zeit des Zuhörens und des Austauschs. Besonders beschäftigten mich die Zahl jener, welche auf Grund ihrer Demenz nicht mehr in der Lage waren, an unserem gemeinsamen Miteinander teilnehmen zu können. Gab es denn gar keine Möglichkeit, auch jene in ein gemeinschaftliches Miteinander aufzunehmen?

Ein Zufall kam uns zu Hilfe. Beim 95. Geburtstag eines lieben Verwandten hatte ich ein beeindruckendes Erlebnis. Mit einem befreundeten Akkordeonisten zusammen gestalteten wir den Geburtstagsnachmittag mit musikalischen und textlichen Beiträgen. Dabei fiel mir eine ältere Dame auf, die sich äußerst abwesend verhielt. Ich erfuhr von deren Tochter, dass ihre Mutter schon seit Jahren unter ausgeprägter Demenz litt und kaum noch ein Wort sprach.

Als wir die altvertrauten Weisen mit unseren Instrumenten zu spielen begannen, bemerkte ich, wie ein Strahlen über das Gesicht der Seniorin lief und wie sich ihre Lippen zu bewegten. Da sie in meiner Nähe saß, vernahm ich, wie sie zunächst mitsummte und irgendwann recht sicher in die Texte der alten Volksweisen einstimmte. Irgend etwas hatte unsere Musik bei ihr bewirkt, was ich mir nicht erklären konnte. An diese Begebenheit erinnerte ich mich bei einer der Aktivitäten im Altenheim meiner Schwiegermutter. *Einen Versuch musste es wert sein*, jene getätigte Beobachtung auch hier im Heim einmal auszuprobieren.



Zunächst bedurfte es zwar einiger Überredungskünste, meine Frau davon zu überzeugen, gemeinsam mit mir dieses Experiment zu wagen. Sie hatte in ihrer Kinderzeit – eher weniger freiwillig – Klavierunterricht erhalten, jedoch nie mit Freude an diesem Instrument verweilt. Mit viel Geduld und pädagogischem Geschick gelang es mir, dass sie sich wieder mit dem Tasteninstrument zu beschäftigen begann. In so mancher gemeinsamen Übungsstunde erarbeiteten wir sodann ein kleines Nachmittagsprogramm mit allseits bekannten Weisen. Ein Ratespiel, in dem es um Kinderlieder ging, ergänzte das Programm.

Als wir uns sicher genug wähnten, erbaten wir bei der Heimleitung die Erlaubnis, unseren Beitrag vorstellen zu dürfen. Dem Wunsch wurde umgehend und erwartungsvoll entsprochen.

Der Erfolg war beeindruckend. Anscheinend hatten wir genau die Erwartungen der Zuhörer getroffen. Die Rückmeldungen unseres Publikums fielen so positiv für uns aus, dass wir dem Wunsch nach weiteren Nachmittagen dieser Art zustimmten. »Kommet, so oft ihr könnt«, lautete der häufig geäußerte Wunsch, der uns Mut machte, stets mit neuen Programmen unser bescheidenes Können im Heim zum Besten zu geben. Die Freude und die Bereitschaft, sich auf unser Angebot einzulassen, war selbst bei den dementen Heimbewohnern unverkennbar.

Dann jedoch kam Corona. Immer wieder unternahmen wir den Versuch, im Heim tätig zu werden. Viele Absagen in letzter Minute waren durch das Auf und Ab der Infizierungsquoten zu verzeihen. Leider fiel auch in jene Zeit der Tod meiner Schwiegermutter. Der Wegfall der vertrauten Besuche, die mangelnden sozialen Kontakte und die Angst, sich selbst mit diesen unkontrollierbaren Vieren anzustecken, waren für sie einfach eine zu hohe Anforderung gewesen.

Wie schon zu Anfang dieses Textes erwähnt, unterlag auch diese Situation der Gesetzmäßigkeit der Veränderung, Gott sei es gedankt, in positiverer Weise. Meine Frau und ich haben dagegen selbstredend unsere Tätigkeit im Heim nicht aufgegeben. Mehrere Nachmittage mit vielen neuen Gesichtern, mit neuem Liedgut und den dazu passenden Texten haben wir seither gestaltet. Nach wie vor erleben wir stets aufs Neue, wie wir mit unseren kleinen Beiträgen den alten Menschen eine eindrucksvolle Alltagsfreude zuteil werden lassen können. Und wenn wir an die strahlenden, lachenden Gesichter denken und den herzlich gemeinten, dankbaren Händedruck der Zuhörenden nach den Vorstellungen, dann ist das jedes Mal erneut ein Anreiz für uns, dieses kleine, nun schon fast fünf Jahre andauernde Experiment fortzusetzen.

Insgesamt hoffen wir dabei, dass es unsere Kraft und unsere Gesundheit lange noch ermöglicht, in dieser Weise tätig sein zu können. Wir beide sind der Ansicht, dass sich dieser Versuch für beide Seiten gelohnt hat. Daran besteht auch nicht der geringste Zweifel.

**Rolf Steng, Weil der Stadt
Jahrgang 1948**

Völlig abgefahren

von Ulrich Vonderheid

Der Blick in den Kellerraum erinnerte an ein Museum. An den Wänden alte Blechschilder mit Aufschriften wie »Schienenfahrzeuge haben Vorrang« oder Zuglaufschilder wie »EC 86 Schwabenland Konstanz – Stuttgart«, in der Ecke ein ausrangeretes Zugsignal, das sogar noch rot und grün blinkte und beweglich war. Monolithisch dazwischen die riesigen Sammler-vitrinen mit Modelllokomotiven und Waggon aus Göppinger Fertigung. Dominiert wurde der Raum von einer Modellanlage mit Tunneln, Bergen, Häusern und Landschaften. Voll digitalisiert und beleuchtet natürlich.

»Und das ist mein neuester Schatz. Eine E-Lok Baureihe E 44 der Deutschen Reichsbahn, Betriebszustand um 1930. Ein echter Klassiker. Hab ich mir zum Geburtstag gegönnt.« Jörg konnte voller Begeisterung gefühlt stundenlang über seine Sammlerstücke erzählen, die liebevoll beschriftet in den Vitrinen darauf warteten, von den seltenen Besuchern bewundert zu werden. Dieter, Jörgs Schwager, war jedes Mal beeindruckt, wie jemand, der selbst nie mit Bus oder Bahn fuhr, ein solches Hobby haben kann.

Dieter war erleichtert, als das »Der-Kaffee-ist-fertig«-Signal kam. Elke, Jörgs Frau, und seine Schwester Sabine hatten in der Zwischenzeit die Kaffeetafel gerichtet. Bei Hefezopf und Träubleskuchen kam die Sprache wie von selbst auf das Hobby von Jörg.

»Mensch Jörg, du bist so ein großer Eisenbahnenfan, hast so viele Lokomotiven als Modelle, kennst dich super aus und fährst aber selbst nie mit den Öffentlichen.« Jörg kannte die Diskussion. »Ja, da mag man sich wundern, aber die Verbindung von hier in Gebersheim zu meiner Arbeitsstelle nach Herrenberg ist schon umständlich.«

Dieter ließ nicht locker. »Du bist doch auch für Klimaschutz. Mit den Öffis sparst du täglich zehn

Kilo CO₂. Das sind mehrere Tonnen im Jahr«, meinte Jörgs Schwager, der selbst kleinste Strecken mit seinem SUV aus Zuffenhausener Fertigung zurücklegte. »Und am Bahnhofskiosk holst du dir die neueste Modelleisenbahner-Zeitschrift und schmökerst darin in Ruhe während der Fahrt.«

»Okay, ich mach es«, ließ sich Jörg breitschlagen.

»Aber dann gleich morgen«, drängte Sabine weiter. »Sonst wird das nichts. Ich kenne dich. Und mach ein paar Selfies für die Familiengruppe.«

Gleich am Abend lud sich Jörg die App vom Verkehrsverbund VVS aufs Handy. Strecke Gebersheim nach Herrenberg. Sein Arbeitsplatz war zum Glück nicht weit vom Bahnhof. Abfahrt 07:02 Uhr Haltestelle Carl-Zeiss-Straße, Bus-Linie 653 bis Leonberg Bahnhof. Dann weiter um 07:28 Uhr mit der S-Bahn S 60 nach Böblingen und dort dann um 08:14 Uhr in die S 1 nach Herrenberg umsteigen. Um 08:29 Uhr wäre er dann dort. Satte anderthalb Stunden; mit dem Auto 45 Minuten. Versprochen ist versprochen. Um 09:30 Uhr beginnt sein Monatsmeeting. Eine Dreiviertelstunde Puffer. Das müsste reichen, dachte er.

Die Fahrkarte hat Jörg gleich online bestellt. Schon wieder die Preise erhöht, stand da. Mit dem elektronischen Tagesticket – schließlich wollte er auch wieder zurück mit Bus und Bahn – für € 10,44 gegenüber dem Automaten-Billettt 76 Cent gespart. Die kriegt ihr nicht, ihr Raubritter.

Die Nacht war unruhig. Den Wecker durfte er nicht überhören. Um sechs Uhr aufstehen, schnell unter die Dusche, ein kurzes Frühstück und ab an die Haltestelle. So früh ist normal nicht sein Ding. Elke schlummerte noch, hauchte im Halbschlaf ein »Guten Morgen. Gute Fahrt« und unvermeidlich: »Denk an die Bilder für die Familiengruppe.«

An der Bushaltestelle warteten schon ein paar Schüler. Jörg machte ein Selfie mit dem H-Schild im Hintergrund. Daumen hoch, grinsend, schnell in die Familiengruppe gesetzt. Der Bus kam fast pünktlich, öffnete die Türen und war ... rappelvoll. »Nach hinten durchgehen und die Türen freilassen«, murmelte der Fahrer. Jörg kam gerade noch rein. War eingewängt zwischen Fünft- und Sechstklässlern mit ihren Panzerschulranzen und bekam mit Mühe und Not eine Haltestange zu greifen. Der Bus musste unterwegs in der Kurve bremsen. Ein stechender Schmerz vertrieb Jörgs letzte Müdigkeit. Ein mit Handy bewaffneter Schüler stolperte auf seinen Fuß mit dem angebrochenen großen Zeh; eine Erinnerung an einen unbeluchteten nächtlichen Toilettengang.

In Leonberg angekommen, kam Jörg am Zeitschriftenkiosk vorbei, holte sich das Eisenbahnerheft und begab sich zum Bahnsteig zwei. Der Zeh schmerzte spürbar. Als der Zug pünktlich einfuhr, zeigte sich das erste entspannte Lächeln auf Jörgs Gesicht. Er freute sich auf gemütliche 28 Minuten mit seiner Zeitschrift. Mit der Lautsprecherdurchsage: »Der Zug wird in Renningen geteilt« konnte er nichts anfangen und stieg vorne ein.

»Nächster Halt Weil der Stadt. Ihre Fahrt endet hier.« Aufgeschreckt von dieser Durchsage, durchzuckte Jörg ein fataler Gedanke: Hier bin ich nicht richtig. Der Schmerz im Zeh nahm deutlich zu. Böblingen wäre der hintere Zugteil gewesen, klärte ihn eine junge Frau freundlich auf. Mit diesem Zug zurückfahren. Bis Renningen. Dann in die andere Bahn am Bahnsteig umsteigen. Und mit dem hinteren Zugteil nach Böblingen, lautete die Auskunft auf die entsprechende Frage.

Wie eine mathematische Formel murmelte Jörg diese Wegbeschreibung vor sich her und verspürte

entspannte Freude, als ihm nach dem S-Bahn-Wechsel in Renningen die Haltestellen Magstadt und Maichingen die richtige Route bestätigten. Sindelfingen Bahnhof, noch eine Haltestelle bis zum letzten Umstieg. Aber warum fuhr der Zug nicht weiter?

»Unsere Fahrt endet wegen eines blockierten Gleises infolge einer vorangegangenen Zugverspätung außerplanmäßig in Sindelfingen. Dieser Zug fährt zurück nach Renningen«, kam die undeutliche Durchsage, die Jörg vollends aus der Spur hob. Der Zeh pochte und lieferte sich mit dem Schuh einen schmerzhaften Verdrängungswettbewerb.

Mittlerweile war es 08:30 Uhr. Und er wollte doch längst in Herrenberg sein. Das Meeting ...

Seine Verwirrung war nicht mehr zu übersehen. Ein Mitreisender erkannte seine Not. »Sie wollen nach Böblingen?«

»Oh, ja.«

»Dann müssen Sie auf die nächste reguläre S 60 warten, die kommt in etwa 30 Minuten.«

»Oh, nein.«

»Oder: Sie nehmen den Bus. Hier vor dem Bahnhof fährt der ab. Busposition 3. Moment ...«, sein Retter schaute in sein Handy. »08:48 Uhr. In sieben Minuten sind Sie in Böblingen am Bahnhof.«

Jörg bedankte sich, begab sich mittlerweile humpelnd zur Bushaltestelle. Mit sieben Minuten Verspätung kam der Bus, aber er kam. Im Augenwinkel sah Jörg, wie eine S-Bahn aus Richtung Böblingen einfuhr. Das musste der Gleisblockierer gewesen sein. Jörg beschloss, seinen Modell-Triebwagen der Baureihe 423 aus der Vitrine zu verbannen.

Der Bus brauchte tatsächlich zwölf Minuten. Schließlich ist er kein Rettungsfahrzeug, dem man im Stau Platz lassen muss. Und er war ziemlich voll. Doch sein Zeh blieb diesmal verschont. Er checkte

Textsplitter

Gekürzte (.....) Fassungen

die App: 09:14 Uhr ging die S 1 nach Herrenberg. Ankunft 09:29 Uhr. Zu spät fürs Meeting.

In der Bahn rufe ich an, dachte Jörg. Zur Not bin ich zu Beginn telefonisch dabei. Er rief dann vom Bahnsteig aus an. Denn seine eingeschränkte Schrittgeschwindigkeit ließ es nicht mehr zu, die S-Bahn rechtzeitig zu erreichen. Die Kollegen sahen das locker. Jörg nicht. Er ist immer pünktlich. Und mittlerweile schon zweieinhalb Stunden unterwegs. Andere fliegen in der Zeit nach Mallorca.

Um zehn vor zehn war er schließlich in Herrenberg angekommen. Nein, die zehn Minuten Fußweg zum Büro schaffte er nicht mehr. Er ließ sich mit dem Taxi fahren. Die zehn Euro waren ihm egal.

Schließlich nahm er mit fast einer Stunde Verspätung am Meeting teil. Rechtzeitig zum letzten Tagesordnungspunkt: »Witzige und abfällige Bemerkungen über Bus und Bahn und deren Nutzer.« Wenn es nur das gewesen wäre. Der Zeh pochte und glühte mittlerweile; Jörg fieberte leicht.

»Lass dich von deiner Frau abholen und zum Arzt bringen oder noch besser gleich ins Krankenhaus. Das wird heute nichts mehr mit dir«, meinte sein Chef ohne Groll. Zum Glück hatte Elke Homeoffice. Die Autobahn war frei. Nach 45 Minuten war sie da.

Mit dem Fuß in einer Großzehenschiene und einer Krankmeldung für 14 Tage in der Tasche machten sie sich am Nachmittag auf den Nachhauseweg. »Das tut mir echt leid, Elke. Das war einer der schlimmsten Tage meines Lebens«, jammerte Jörg auf dem Beifahrersitz. Elke lächelte ihn zärtlich von der Seite an.

»Du bist und bleibst mein allerliebster Modell-eisenbahner. Einen Versuch wars wert.«

**Dr. Ulrich Vonderheid, Leonberg
Jahrgang 1965**

Mein erstes selbstverdientes Geld

von Peter Kolnik, Holzgerlingen (Jg. 1943)

Es war kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, ich war sechs Jahre alt. Meine Mutter musste für ein paar Tage verreisen. Am dritten Tag erfuhr ich, dass meine Mutter am Bahnhof ankommen wird. Dieser war nur wenige Meter von unserer Wohnung entfernt.

Damals waren wir im Haus eines Unternehmers untergebracht. Er hatte eine Putzfrau, die niemand leiden konnte, ein echtes Ekel. Sie war dabei, vom dritten Stock abwärts (hier war unsere Wohnung) die Stufen nass zu wischen. Natürlich war sie stinksauer, als ich über die das Gewischte rannte, um meine Mutter am Bahnhof abzuholen. Böse Worte rief sie mir nach.

Auch damals hatten Züge Verspätung. Für mich ging es darum gleich wieder zurück nach Hause, und ich musste erneut über die nass gewischten Stufen – diesmal im zweiten Stock – in die Wohnung laufen. Was die Putzfrau dieses Mal zu mir sagte, weiß ich nicht mehr. Nach einigen Minuten rannte ich wieder zum Bahnhof, und wieder ging es über das frisch Gewischte, diesmal auf dem Vorplatz. Jetzt ließ es dieses Ekel nicht beim Beschimpfen, nein, sie hat mir den Besen in den Rücken gehauen. Mein Reflex: Ich drehte mich blitzschnell um und habe ihr eine saftige Ohrfeige verpasst, alle Finger waren auf ihrer Wange zu sehen. Trotzdem habe ich es geschafft, meine Mutter rechtzeitig am Bahnhof abzuholen.

Diese Geschichte habe ich zwei Tage später meiner Tante erzählt. Auch sie konnte die Putzfrau nicht ausstehen und gab mir zur Belohnung für meine »großartige Leistung« zwei Mark. Das war damals viel Geld, und ich konnte mir durch diese Ohrfeige endlich meinen heiß gewünschten Fußball kaufen. ♦



Burundi, ein kleines Land in Afrika

von Gudrun Blank, Sindelfingen (Jg. 1939)

»Alles Leben ist Begegnung«. Dieser Satz von Martin Buber stimmt natürlich immer, wenn Frau und Mann sich fürs Leben gefunden und geheiratet haben. Warum beginne ich als ewige Single-Frau dann meine Erzählung mit dem Zitat?

In einer Großfirma war ich eine Zeitlang für die Organisation der innerbetrieblichen Fremdsprachen-Ausbildung zuständig. Zuvor hatte ich Abendkurse für Englisch in der Stuttgarter Dolmetscherschule besucht und mit staatlichem Abschluss bestanden.

Neben vielen freischaffenden, internationalen Lehrkräften habe ich in meiner Funktion auch einen jungen Werkstudenten kennengelernt, der zum Auslandssemester von Tübingen an eine Universität in Amerika wechseln wollte. (....) Nach Promotion noch an der Uni New York folgte seine weitere Ausbildung zum deutschen Diplomaten in Bonn. Beirut war dann die erste Diplomaten-Station. Wegen dem Bürgerkrieg dort erfolgte relativ schnell eine Versetzung nach London. (....) Bei einer luxuriösen indischen Essenseinladung entstand dann die Idee, dass ich bei der ersten offiziellen Botschafter-Ernennung im Ausland die Diplomatenfamilie als Kinderfrau begleiten könnte. (....)

Irgendwann wurde der einstige Werkstudent zum Botschafter im kleinen ostafrikanischen Land Burundi ernannt. Geheiratet hatte er noch in Amerika, eine Literaturwissenschaftlerin, ursprünglich von der Schwäbischen Alb. Mit den beiden Kleinkindern hätte man nun gerne eine deutsche Kinderfrau gehabt; deshalb: »Wie wäre es, Gudrun Blank, wir hatten doch einmal darüber gesprochen?« Afrika und Amtssprache Französisch, das entsprach nun gar nicht meiner Vorstellung, aber ein Weilchen weg von hier, (....) das müsste ich wagen und finanzieren können. (....)

Burundi, einstige Kolonie des belgischen Staates, deshalb Amtssprache Französisch, mit der Hauptstadt Bujumbura, landschaftlich wunderbar am Rande des Tanganiaka-Sees gelegen. Von der deutschen Residenz hatte man direkt den Blick auf den See.

Mein Empfang im Februar 1991 war freundschaftlich., (....) Gleich im März wurde der Urlaub nach Südafrika angetreten, mit Zwischenstopp beim Botschaftskollegen in Kenia. (....) Und dann kam der 16. Mai. Da trat der deutsche Außenminister in Bonn zurück. Für seine weiteren Aufgaben war ein persönlicher Referent zu finden, was für den jungen Botschafter in Burundi ein Karrieresprungbrett wäre. Kein Zweifel, dass er sich für *zurück nach Bonn* ent-

schied. (....) »Es wäre gut, wenn du noch hier sein könntest, um die Residenz bis zur Nachfolge im Herbst einzuhüten; Koch und Gärtner werden nicht entlassen und stehen Dir weiterhin zur Verfügung.« (....) Ein halbes Leben lang hoffte ich auf neue Begegnungen und engere Bindung, das hatte mein Schicksal anscheinend für mich nicht vorgesehen. Sollte ich mich wehren oder lieber fügen? (....) Mit der jungen Botschaftsvertretung entwickelte sich dann schnell ein vertrauensvolles Verhältnis, und während daheim die Wiedervereinigung von Ost- und West-Deutschland vollzogen wurde, war in Burundi der 3. Oktober als Gedenktag für die Deutschen erstmals zu organisieren. Da war meine Unterstützung willkommen. Bald war dann auch das Ende meines Sabbat-Jahres gekommen, und jetzt freute ich mich wieder auf Eltern und Freunde daheim. (....) Meine Mietwohnung stand mir wieder aufgeräumt zur Verfügung. Auch die Firma gewährte mir die vereinbarte Rückkehr, allerdings in total veränderter Atmosphäre. Das Unternehmen war im Umbruch mit kostensparendem Personalabbau in großem Stil. Deshalb war es auch klug, das mir gleich angebotene Frühpensionierungsangebot anzunehmen. Da kam ich dem Unternehmen doch gerne entgegen, denn mein Kontakt zur Diplomatenfamilie war nicht unterbrochen, und Bonn, Washington, Berlin wurden nun die Aufenthaltsorte in vielen Wochen der nächsten Jahre. (....)

Rückblickend betrachtet war der Versuch, trotz materieller Begrenzung vom Alltagstrott einmal total auszubrechen, lebenserfüllend für mich, und bis heute darf ich vom Familienkontakt zehren, der sich durch die Kinder der Kinder schon erweitert hat und mich weiterhin beglückt. ♦



Eine süße Versuchung

von Uwe Jens, Böblingen (Jg. 1935)

Ein missmutig klingender Ausruf ertönt heute Morgen am Frühstückstisch:

»Sag mal, Uwe, was hast du für seltsamen Honig gekauft?«, fragt Rita stirnrunzelnd und schwenkt etwas verschlunperf das bunte Gefäß mit dem ihr unbekannten Inhalt.

»Das ist der Honig vom Landratsamt. Ein Geschenk! Der Preis für meine Geschichte zum Thema »50 Jahre Landkreis Böblingen«. Habe ich in einem schönen Holzkästchen als Präsent bekommen. Mit weiteren, ganz edlen und leckeren Produkten aus unserer Region, darunter eben auch dieses Gläschen mit dem köstlichen Bienenhonig«, erkläre ich



meiner Frau, der ich nur das Kästchen zeigte, aber noch nicht den Inhalt.

Die Tage drauf – meine Frühstücksbrötchen mit diesem Honig sind wahrhaftig unschlagbar lecker.

»*Ein süßer Gruß vom Landratsamt BB*« lese ich auf dem Etikett, welches das kleine Honiggglas zierte. Ergänzend dazu: »Vom Dach des Landratsamts«, wo fleißige Bienen diese Köstlichkeit tatsächlich »herstellen«. Somit erinnere ich mich jeden Morgen bei meinem Honigbrötchen an die Aufgabe für das Jahr 2024: *Einen Versuch war es wert*.

Und dabei fällt mir ein, dass ich bestimmt tausende von Versuchen in meinem doch schon ziemlich langen Leben machte. Es fing zum Beispiel damit an, als kleines Kind laufen, radeln und schwimmen zu lernen. Oder mit ›Schule-Schwänzen‹ oder später auch mit dem ersten Kuss.

(....) Jetzt reflektiere ich ganz schlicht eine nächste Etappe meines Lebens, und schon schreibe ich meinen Beitrag für das Jahr 2024.

»Uwe, komm' zum Frühstück«, ruft Rita aus dem Esszimmer. Ergänzend dann der Schock: »Aber dein Honig ist leider alle!«

O nein, oh nein! Jetzt wird es höchste Zeit für diesen Schreibversuch. In der Hoffnung, dass die Bienen auf dem Landratsamt auch in diesem Jahr wieder fleißig »versuchen«, eine nächste delikate Honigernte einzusammeln. ♦



Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erleben...

von Susanne Hirschmann, Bondorf (Jg. 1955)

In den frühen 80ern waren wir gerne mobil. Wir hatten die Lebensphilosophie »in frühen Jahren weit weg, in späten Jahren kleine Touren im näheren Umkreis«, weil die alten Knochen vielleicht nicht mehr so viel Umtrieb brauchen können – und wir sollten recht behalten mit dieser Ansicht. Sonst hätten wir vielleicht Anlass gehabt zu klagen, was wir alles verpasst haben. Ich hatte eine Mords-Flugangst. Nein, ich würde fast sagen Panik! Allein in den Flieger ein-

zusteigen, beschleunigte meinen Puls so stark, dass ich befürchtete, die Halsschlagader flöge mir in absehbarer Zeit um die Ohren. Dann kam dieser grauenvolle Start, mit der Beschleunigung und dem abrupten Gas zurücknehmen (in meinen Augen) bei Erreichen der Flughöhe ... die Turbulenzen durch die höheren Wolkendecken – spätestens jetzt hatte ich den Daumen meines Mannes so fest im Griff, dass man problemlos aus der Fingerkuppe ein Fässchen Blut entnehmen hätte können. (....)

Mein Plan war, einmal die Königsdisziplin für mich zu wählen: Hongkong! Damals war Hongkong noch englische »Kolonie«, der neue Flughafen noch nicht gebaut und deshalb der Anflug etwas für Mutige. Die Landebahn war ins Meer gebaut, relativ kurz, man konnte bei schlechtem Wetter auch über das Ziel hinausschießen, bei Piloten mit Fischvergiftung oder sogar Selbstmordgedanken wäre das total denkbar. Alle Ideen waren für mein Panikhirn vorstellbar. Aber das war ja nicht alles. Der Pilot musste durch die umgebenden Berge hindurch anfliegen und im Grunde die Hochhäuser avisieren. (....) Mutproben sind so! Der Pilot nahm den letzten Speed raus, die Landeklappen wurden komplett ausgefahren – mein Mann hatte mir das genau erklärt, die Wirkung der Reisetablette ließ nach, die alte Angst ließ mich zum Daumen meines Mannes greifen, das Flugzeug setzte ganz sanft auf, und wir rollten in Richtung Meer aus. (....)

Und mein Mann war neben mir, und wir wurden am Flughafen von einem freundlichen, lauten, aber unverständlichen Taxifahrer gebeten, »Mistal and Missus Hilschmaan ... in einen blitzblank gewienerten Mercedes 600 Pullman einzusteigen und auf der Halbinsel Kowloon in ein piekfeines Hochhaushotel mit Kaskaden aus Lichterketten vor dem Hoteleingang zu gelangen. (....) Ich kann kaum beschreiben, wie groß die Erleichterung war, den Rucksack abzulegen, rückwärts aufs Bett zu fallen, noch kurz einen Blick aus der luftigen Höhe auf dieses lotusgleich im Abendhimmel



Hongkong Airport.



erblühende, wundervolle Hongkong zu werfen und dann erstmal in den Abend zu schlafen. (.....)

Hongkong haben wir dann als Belohnung für das Abenteuer aufgefasst. Neben einem Frühstück wie aus 1001 Nacht (.....) erlebten wir am frühen Nachmittag eine weitere »Esskapade« in der Innenstadt. Wir hatten ordentlich Hunger und fanden mit Hilfe der roten Laternen am Eingang des Hochhauses ein Lokal. (.....) Wir sollten es nicht bereuen: Ein Tisch war schnell gefunden, abgeräumt noch schneller. Der Ober nahm einfach alle vier Tischdeckenzipfel und stob mitsamt Geschirr in die Küche. Ebenso schnell kam er wieder und deckte mit zirkusgleichem Können den Tisch mit Decke, Tellern im zielgerechten Weitwurf. (.....)

Mein Mann bekam in Honig gebackenen Schweinebauch in dünnen Scheiben mit gedünsten Breitbandnudeln in schmackhafter Soße. Sagte ich schon, dass mein Mann des Essens mit Stäbchen weitgehend unkundig war? Er versuchte nun, die dünnen Bauchstückchen aus der glitschigen Honigsoße aufzugreifen und der Nudelflut Herr zu werden. Waren wir zunächst noch voll auf uns konzentriert, fiel unser Blick nach und nach auch auf die Nachbartische, wo sich Seltsames ereignete. Waren wir konzentriert bei Stäbchen, Fleisch und Nudel, richteten sich aller Augen auf uns. Nahmen wir uns eine Pause von unserem schweißtreibenden Tun, gingen die Augen der Anderen zurück auf die eigenen Köstlichkeiten ... Irgendwann gegen Nachmittag hatten auch wir unsere Bäuche gefüllt. (.....)

Es sollte aber noch besser kommen: Die Hongkonger hatten Tisch und Bank auf die Straßenecken geräumt, und es gab alles, wirklich alles zu essen, was den Rücken zur Sonne trägt: also Schlangen, Seegurken, breitgeklopfte Enten, Frösche, lebendes und totes Getier, uns teils unbekannt ... Wir ließen uns treiben.

Es war inzwischen tiefe Nacht geworden. Eine Gasse war den Wahrsagern reserviert. Deren kleine Kanarienvögel hüpfen flink aus dem Käfig, zogen eine Karte aus dem Stapel und marschierten flugs wieder in ihren Käfig, während der Besitzer den Ratsuchenden Auskunft gab, nicht ohne dass Freunde ihm/ihr Trost durch Handauflegen spendeten. Eine Gasse weiter erklangen schräge Melodien und Schlagwerkzeuge aus Metall, um die Bedeutung von Säbeltänzen und gewichtigen Theaterszenen ins rechte Licht zu setzen. Die Luft war rauschgiftschwanger pfeffrig. (.....) Beseelt von diesen Vielfältigen Eindrücken strebten wir dem Hotel zu. (.....) Zufrieden und satt schlichen wir mit dem PlingPlang-Aufzug in unser Zimmer und zu Bette. Alles hatte sich gelohnt – ruhig in die Ängste des Fluges stürzen, um dann diese Juwelen der Erfahrung erleben zu dürfen! ♦

Eine Woche Rom für wenig Geld

von Renate Strauss, Leonberg (Jg. 1945)

»Versuch macht kluch« sagt man in Norddeutschland. Im Süden reimt sich der Spruch nicht, weil wir das Wort so aussprechen, wie es geschrieben wird. (.....) Nur wenn wir etwas versuchen, wissen wir, ob es klappt. Schlimmstenfalls klappt es eben nicht. (.....) Ich behaupte aber: Wenn der Versuch nicht klappt, werden wir klüger! Denn nur aus Fehlern lernt man. Da überlegt man, was man anders machen könnte. Nachdenken, kreativ werden, Lösungen suchen und finden ... Dazu fällt mir ein Urlaub in den goern des letzten Jahrhunderts ein.

Meine Mutter hatte sich gewünscht, vor ihrem Achtzigsten Rom zu sehen. Meine Tochter war begeistert, und ich ließ mich breitschlagen. Also ging es ans Planen. Wir suchten ein Hotel fußläufig zu allen Sehenswürdigkeiten, die wir unbedingt besuchen wollten, buchten Flug und Unterkunft und versorgten uns mit Reiselektüre, damit wir auch nichts verpassen würden. Etwas Sorgen machten uns Berichte über die Tricks der Taschendiebe, die es in Italien und besonders in Rom auf Touristen abgesehen hätten. Verstärkt wurden sie durch Erfahrungsberichte von Freunden, Verwandten und Kollegen, die alle eine Schauergeschichte selbst erlebt oder gehört hatten oder zumindest jemanden kannten, der eine gehört hatte. Das sollte uns nicht passieren! Wir waren ja vorgewarnt. Also überlegten wir, wieviel Geld wir brauchen würden und wie wir das am sichersten verwahren sollten. Bargeld, Kreditkarte, Geldkarte, Unterbringung im Hotelsafe ... Nichts schien uns sicher genug. Der rettende Einfall: Bei unseren Wanderurlauben in Österreich und Südtirol hatte uns die Sparkarte der Postbank immer problemlos zu Geld in der Landeswährung verholfen. Wir erkundigten uns bei der Postbank, ob die Post-Sparkarte auch in Rom zum problemlosen Geldabheben verwendet werden könnte. Selbstverständlich, wurde uns



Gratis: Blick auf den Tiber mit Engelsbrücke und Petersdom.

versichert, kein Problem. Das war die Lösung. Also beschlossen wir, keine Bankkarten, Kreditkarten außer einer Postbank-Karte mitzunehmen und noch ein wenig Bargeld für unterwegs.

Die Fahrt zum Hotel in Altstadtnähe war das nächste kleine Abenteuer für uns Kleinstädter, für die schon das überschaubare Stuttgart eine Großstadt ist. Immerhin haben wir es mit Reiseführer und Stadtplan bis zum *Hotel Colosseum* im ältesten Stadtteil *Rione Monti* geschafft. Unser Zimmer lud mit seinen dunklen Möbeln und immerhin drei harten Stühlen nicht unbedingt zum längeren Verweilen ein. (.....) Deshalb machten wir uns gleich auf den Weg zu einem ersten Erkundungsspaziergang. Es war überwältigend! Alles fast zu viel: Menschen, Gedränge, Autos und Mopeds, Hupen und Lärm. Dazu diese Hitze. Aber wenn man einfach mal stehen blieb und um sich schaute, wie wunderschön! Nicht nur die alten, schön renovierten Häuser, jedes einzigartig mit so viel Liebe zum Detail gebaut. (.....) Und dazu die vielen Straßencafés, Restaurants und Pizzerien – dazwischen schön gekleidete Römerinnen, deutlich unterscheidbar von Touristen im praktischem Freizeitlook, und selbst die jungen Leute sahen irgendwie eleganter aus als gewohnt.

An unseren ersten Cafébesuch erinnere mich nicht nur, weil es der einzige bleiben sollte. Aufregend war schon der Gang dorthin. Weil es auf der gegenüberliegenden Straßenseite lag, mussten wir die breite Straße mit ihrem unübersichtlichen Chaos an Fahrzeugen aller Art überqueren. Zum Glück sahen wir in der Nähe eine Fußgängerampel. Nachdem wir zwei Grünphasen für Fußgänger abgewartet hatten, in denen der Verkehrsstrom kein bisschen nachließ, lernten wir: Rote Ampeln sind hier ein Angebot, kein Stopzeichen. Wir mussten uns also wie alle anderen in das Fahrzeuggewühl stürzen, wenn wir über die Straße wollten. Tief durchatmen und einfach rübergehen. Und oh Wunder, die Fahrzeuge rechneten offensichtlich die Gehgeschwindigkeit aus und reagierten blitzschnell durch Ausweichen. Wir haben jedenfalls wenig Unfälle gesehen und kamen immer über die Straße.

Das Frühstück am nächsten Tag hält die nächste Überraschung bereit: Statt eines *cappuccinos* oder einer *latte macchiato* gab es eine Kanne Kaffee. Und statt des heute wahrscheinlich auch in italienischen Hotels üblichen Frühstücksbuffets, das für den ganzen Tag satt macht, bekamen wir ein *cornetto*, ein Hörnchen. Nur auf hartnäckiges Nachfragen gab es ein zweites. Ach ja, Frühstück ist nicht die bevorzugte Mahlzeit im Süden. Also doch erst mal zum Geldautomaten. (.....) Wir fanden einen Automaten, der allerdings die Geldausgabe verweigert. Wir gingen zu einer

Bank, versuchten es dort ebenfalls erfolglos und fragten nach. In flüssigem Italienisch, von dem wir kein Wort verstanden, und dann in holprigem Englisch erklärte uns ein freundlicher Mitarbeiter, dass unsere Karte an gewöhnlichen Geldautomaten nicht funktioniere, wir müssten zur Hauptpost. Er erklärte uns sogar, wo wir die finden – weit außerhalb der Innenstadt.

(.....) Wir schafften es auf die Post und erwischten sogar jemanden, der Englisch sprach. Er erklärte uns, dass unsere Karte nicht funktioniert, weil wir irgendetwas in Deutschland hätten freischalten lassen müssen. Dabei hatte man uns dort doch mehrfach versichert, dass wir mit der Karte problemlos Geld abheben können! Jetzt war guter Rat teuer. Alle anderen Karten lagen ja zuhause. Wir zählten das wenige Bargeld und beschlossen, einen Teil davon zum Telefonieren in die Heimat zu investieren. Ein Verwandter nach dem anderen wurde angerufen und nicht erreicht. Eine Tante schließlich verstand unser Anliegen nach längerer Erklärung und versprach, per Eilanweisung ans Hotel Geld zu schicken. Wir informierten den Portier, der die Stirn runzelte. Eilanweisung? Das dauert Tage! Gut, wir sind ja noch eine Weile hier. Bis das Geld da war, lebten wir sehr sparsam. Wir schauten uns alles an, was wir uns vorgenommen hatten, sofern es keinen Eintritt kostete. (.....)

Jeden Morgen fragten wir nach unserem Geld, damit wir doch mal schön essen gehen und Eintritte bezahlen könnten. Nichts. Morgen, sagt der Portier, sicher morgen. *Not macht erfinderisch*. Wir hatten eine Idee, gingen zur deutschen Botschaft und schilderten dort unser Missgeschick. Klar, man half uns: (.....) Das einzige, was ging, war eine »Hilfe gemäß §5 Konsulargesetz in Höhe von 18.500 Lire = 19,91 DM« je Person, also insgesamt knapp 60 DM, rückzahlbar sofort nach Ankunft in Deutschland. Was soll ich sagen: Es hat gereicht!

Wir sind nicht verhungert. Wir genossen weiterhin die kärglichen Mahlzeiten aus der Hand auf den schönsten Treppen in Rom mit wunderbarer Aussicht auf das bunte Treiben, den irre Verkehr, die majestätischen Gebäude und die erfrischenden Brunnen. Wir bewunderten viele Kirchen und alle kostenlosen Sehenswürdigkeiten. Und wir hatten jeden Tag die Eisspezialität bei *Giolitti* und eine Tasse *capuccino* im *Tasso D'oro* auf der *Piazza de la Rotonda*.

Das Geld hat gereicht. Nur für Mitbringsel war nichts mehr übrig. Und wir haben gelernt: Vorsicht ist gut, aber allzu viel kann kontraproduktiv sein. Und ein Plan B ist immer sinnvoll. Das Geld der Tante kam übrigens eine Woche nach unserer Abreise im Hotel an und wurde erst fünf Wochen später nach mehrfacher Rückforderung zurücküberwiesen. ♦

Wenn Schmetterlinge trauern

von Kirsten Deuschle, Leonberg (Jg. 1954)

Gedankenverloren stand sie am Fenster... In einer Stunde würde sie ihn nach einer gefühlten Ewigkeit wiedersehen, und sie erinnerte sich an die erste Begegnung mit ihm.

Es war einer dieser eintönigen Tage, die sich schleppend dahinzogen. Ein Nebenjob, der das zusätzliche Einkommen zum Lebensunterhalt unterstützte, denn sie war seit einigen Jahren wieder alleinstehend. Sie begab sich gerade an ihre Verkaufstheke, und da stand ER. Ihre Blicke trafen sich, und da war so ein Leuchten und Hunderte von tanzenden Schmetterlingen. Dieser Moment war so unglaublich, und sie realisierte, dass diese Begegnung etwas ganz Besonderes war.

Mit einem warmen Lächeln übergab er ihr einen Abholschein, und während sie die Ware holte, überschlugen sich ihre Gedanken. Wer ist er, was macht er, ist er liiert? Sie überreichte ihm sichtlich nervös die Ware und hoffte, dass er es nicht bemerken würde. Doch er lächelte sie einfach weiter an, und da keine weiteren Kunden hinzu kamen, unterhielten sie sich noch eine ganze Weile, bevor er sich dann verabschiedete und für das nette Gespräch bedankte. Sie schaute ihm nach, bis er aus ihrem Blickwinkel verschwunden war.

Noch immer tanzten die Schmetterlinge und brachten sie völlig aus der Fassung, aber sie musste sich zusammenreißen, da bereits neue Kunden zugange waren. Doch bei der erstbesten Möglichkeit wollte sie anhand der Abholnummer im PC den Namen des Mannes herausfinden, der sie Minuten zuvor so verwirrt hatte. Schnell wurde sie fündig, und sie beschloss, nachdem sie zuhause war, im Internet zu recherchieren. Sie wollte unbedingt mehr über diesen Mann erfahren, der so eine Faszination auf sie ausübte. Einen Versuch war es ihr jedenfalls wert, auch auf die Gefahr hin, dass sie eine Enttäuschung riskierte. (.....)

Bei ihrem ersten Treffen war sie so nervös, wie sie es lange nicht mehr von sich kannte. Sie brauchte ein paar Minuten, bevor sie sich dann endlich auf den Weg machte, seiner Einladung zu folgen. Er empfing sie überaus herzlich und hatte ein kleines Abendessen vorbereitet. Bei einem Glas Wein führten sie ein langes und intensives Gespräch, und so erfuhr sie nebenbei, dass auch er wieder alleinstehend war.

Sie nahm das mit großer Erleichterung auf und ihre Hoffnung, dass sie mit diesem Mann vielleicht einen neuen Lebensabschnitt beginnen könnte, stieg. Die Schmetterlinge flogen immer höher und tanzten wie wild umher.

Da ahnte sie jedoch noch nicht, dass die kommenden Jahre eine Achterbahn der Gefühle werden würden.

Es waren Jahre voller magischen Momente, aber auch die des freien Falls. Ein Sichfinden und Verlieren. War es Liebe, Verliebtheit oder nur ein starkes Band, welches sie letztendlich verband? Nähe und Distanz wechselten sich fortwährend ab, und für sie wurde es von Mal zu Mal zu einer unerträglichen Zerreißprobe. Er ließ sie nie wirklich an seinem Leben teilhaben und alle Versuche, herauszufinden, was sie ihm bedeutete, scheiterten kläglich. Er war rhetorisch sehr gewandt und verstand es nur zu gut, ihre Fragen oder Gefühle zu umgehen. Mit der Zeit lahmt auch die Flügel der Schmetterlinge, und sie fingen an zu trauern. So viel verlorene Zeit, in der sie nicht mehr tanzen konnten.

Noch in Gedanken versunken begab sie sich auf den Weg. Heute wollte sie es noch einmal versuchen und ihn fragen, ob er sich eine gemeinsame Zukunft vorstellen könnte. Sie möchte Hand in Hand mit ihm durchs Leben gehen und nicht nur im Dunkeln geküßt werden.

Schmetterlinge sollten tanzen und nicht trauern ... Sie war sich bewusst, dass er sich gegen ein »Wir« entscheiden könnte, aber sie wollte endlich Gewissheit – *einen Versuch war es ihr wert*, auch mit ungewissem Ausgang. ♦



Paarung

von Gisela Grünwald, Gerlingen

Es lebt der Single stillvergnügt
für sich allein, bis es sich fügt,
dass er 'nen andren Single liebt,
woraus sich Zweisamkeit ergibt.
Bald tauscht man Ringe vorm Altar
und lebt fortan als Ehepaar –
genießt im Vollrausch der Hormone
uneingeschränkt der Ehe Wonne.
Doch kaum versiegt der Wahn der Sinne,
hält bestürzt ein mancher inne:
Es birgt der Alltag viele Tücken,
die niemand sonderlich beglücken.
Der Partner fällt jäh vom Podest,
und reichlich menschlich ist sein Rest.
Nun gilt's, will man zusammenbleiben,
fest aneinander sich zu reiben
und gegenseitig zu polieren,
um gemeinsam zu marschieren



den Weg, den man sich vorgenommen,
um durchs Leben glatt zu kommen.
Vielleicht liebt einer Sport und Wandern,
und Häuslichkeit liegt mehr dem Andern.
So entsteht manch zähes Ringen,
verursacht von banalsten Dingen.
Doch empfiehlt sich's einzulenken,
den Partner nicht zu sehr zu kränken,
denn Tag ist Tag und Nacht ist Nacht –
was große Unterschiede macht ...
Draus resultierend ist erklärlich
der Kindersegen – leider spärlich.
Zwei Kinder sind der Regelfall,
das ist ersichtlich überall.
Der Segen Zündstoff in sich birgt
und debattensteigernd wirkt.
Ein Seiltanz ist die Elternschaft!
Sie erfordert List und Kraft.
Gelingt es hier, nicht auszurasten,
kann man stärker sich belasten
und das Leben fast vergällen,
wünscht man, ein Haus sich zu erstellen.
Ach, jahrelang, mit viel Missfallen,
muss man den Gürtel enger schnallen.
Ist diese Klippe überwunden,
nah' n schon wieder Schreckensstunden.
Die Spiegel sind nicht mehr die alten:
Sie zeigen uns bestückt mit Falten!
Manch einer wär' gern wieder jung
und wähnt sich dies beim Seitensprung.
Der Partner scheint ihm unerträglich,
schließlich hatte man ihn täglich,
nächtlich, manchmal beinah ständig
und kennt ihn somit leider gründlich.
Wie oft – lässt die Statistik sprechen –
droht nun die Ehe zu zerbrechen.
Nur äußerst zähe Exemplare bekennen:
Schatz, du bist das Wahre!
Trotz Hahnenkampf und Federnlassen,
kann ich dich unmöglich hassen!
Ich liebe dich wie einst im Mai
und bleibe weiterhin dir treu!
Genieß' das Altern unbeschwert
mit dir, denn *der Versuch ist's wert!* ♦

Über den Wolken

von Joachim Kühnel, Ehningen (Jg. 1955)

Die Maschine beschleunigt schnell. Die Triebwerke versehen lautstark ihren Dienst. Wir werden in die Sitze gepresst, die Welt zieht immer schneller an uns vorbei. Dann hebt sie ab. Hoch und höher geht die Reise. In den Ohren knackt es – Druckausgleich. Ein Blick aus dem kleinen Fenster in der Bordwand zeigt uns, wie schnell die Umgebung des Flughafens entschwindet und immer kleiner und undeutlicher wird. Es ist immer wieder ein im wahrsten Wortsinn erhabender Moment, wenn so eine riesige Masse aus Technik, Alu, Gepäck und vielen Menschen abhebt. Wie Reinhard Mey es schon beschrieben hat: »... bis sie abhebt und sie schwebt – der Sonne entgegen.« Wie recht er doch mit seinem Lied hat.

Ganz besonders heute. Wir entschwinden in Richtung Sonne und Süden – mitten im deutschen Winter. Ach, ist das herrlich! Mein Schatz und ich auf unserer kleinen, ganz persönlichen Abenteuerreise.

Klar: Viele werden sich fragen, was denn an einer kurzen Urlaubsreise in den Süden Besonderes dran sein mag. Der Süden ist gerade auch im Winter ein begehrtes Reisziel. Mein Schätzchen und ich sind schon oft in den Süden geflogen. Sogar auf die gleiche Insel. Gran Canaria war für uns schon immer eine Urlaubsreise wert.

Aber heute ist alles anders. Ein besonderes Gefühl in der Bauchgegend schwebt mit. Wir fliegen zum ersten Mal mit einem »One-Way-Ticket«. Rückreise offen. (.....)

Das ist ein völlig anderes Reisegefühl. Wir machen uns Gedanken über die Ankunft. Ob wir wohl Anschluss an die Gemeinde finden? Was uns da wohl alles erwartet? Wie werden die Nachbarn und die Einkaufsmöglichkeiten sein. Wie verbringen wir unsere Zeit wirklich, denn nun haben wir ja die Zeit. So ganz ohne Bespaßung durch Animateure. Völlig selbstbestimmt.

Klingt, als hätten wir nun doch Angst vor der eigenen Courage. Wir schauen uns zuversichtlich an. Dann ein verschmitztes, schelmisches Leuchten in den Augen. Wir sind auf dem Weg in ein neues Abenteuer. Eines, das WIR uns ausgesucht haben. Natürlich sind wir nicht blindlings losgeflogen. Es war definitiv keine Kurzschlusshandlung, keine Flucht aus dem Alltag. Das ist nicht wie in den Jahren zuvor schon so oft erlebt.

Da sind wir meist völlig überdreht und ausgepowert für zwölf oder 14 Tage in den Urlaub gefahren oder geflogen.

(....) Und jetzt dieses Abenteuer. Wir dürfen uns unser Winterdomizil aussuchen. Ein Aufenthaltsort für etliche Monate im Jahr. Wir haben plötzlich Freiheit und Freizeit. Nachdem die Kinder aus dem Haus sind und ihr Studium beendet ist, bin ich aus dem turbulenten Berufsleben komplett ausgestiegen. Mit Mitte Fünfzig. Genug ist genug.

(....) Also, dann mal rein ins Vergnügen!

Über Bekannte haben wir für die ersten Wochen eine kleine Wohnung in unserem Zielort gefunden. Als wir angekommen, werden wir von den neuen Nachbarn schon in Empfang genommen. Das ist natürlich erfreulich und angenehm. Nachdem wir den Ort ja schon als Touristen kennengelernt hatten, finden wir uns auch schnell zurecht.

Doch dann beginnt der Unterschied. Sogar ein sehr schöner Unterschied, den ich noch heute zu schätzen weiß. Wenn man länger vor Ort ist, kauft man in anderen Geschäften ein, fährt mit dem normalen öffentlichen Bus und geht auch in andere Lokale. Wir gehen in die örtliche Kirche und zu entsprechenden Veranstaltungen. So finden wir uns nach sehr kurzer Zeit in einer Gemeinschaft von zunächst zwar fremden, aber doch sehr freundlichen und liebenswerten Menschen wieder. Nach dem Gottesdienst am Sonntagvormittag geht es mit dem Pfarrer und einer Handvoll Leute zu einem gemütlichen Cappuccino in einem kleinen Café um die Ecke. Dann beginnt das Sonntagsprogramm mit Spaziergang oder Ausflug. Das Wetter ist ja kein Thema mehr. Das Wetter ist in Ordnung.

Wir sind angenehm überrascht. Während eines ausgedehnten Strandspaziergangs wird uns auf einmal bewusst, wie leicht es doch tatsächlich war, hier in der neuen Umgebung anzukommen. Mit Menschen in Kontakt zu treten.

(....) Mit etwas Abstand betrachtet klingt das alles perfekt. Das Ankommen scheint wirklich gelungen zu sein. Und doch: Immer häufiger schleicht sich da so ein befremdliches Bauchgefühl ein. Es kommen Fragen auf. Es fehlt irgend etwas. Ist das womöglich Heimweh? Fehlen uns die Kinder, die Familie, die Freunde? Interessanterweise haben wir beide, mein Schätzchen und ich, dieses Gefühl. Da muss doch etwas dran sein oder mehr dahinterstecken. Was also ist da los?

Und dann, wieder bei einem sehr ausgedehnten Strandspaziergang, fallen die unsortierten Puzzleteile plötzlich an die richtige Stelle. Natürlich. Es ist völlig klar. Da müssen wir handeln, sonst werden wir nicht glücklich sein. Wir zwei haben plötzlich viel zu besprechen und abzuklären. Wir stellen fest, dass es für offene Menschen zwar erstaunlich einfach ist an einem neuen Ort anzukommen. Aber: Die

Freunde und die Familie fehlen. Der heimatliche Kirchturm ist von hier aus auch nicht zu sehen. Langweilig wird uns zum Glück schon »bauartbedingt« nicht. So sind wir nicht gestrickt. Aber »Heimat« ist eben doch etwas anderes.

Diese Erkenntnis über uns selbst hat uns sehr überrascht. Da haben wir nun die Freiheit, beliebig lange irgendwo auf der Welt zu leben. Alles frei zu gestalten. Und dann die aufkommende Erkenntnis, dass wir doch sehr heimatverbunden sind. Mit unserem Ort und den Menschen verwurzelt sind. Wir vermissen auch unser Stammlokal. Sogar das vertraute, regelmäßige Verkehrschaos in Böblingen, die Umleitungen und die Unpünktlichkeit der S-Bahn fehlen nun.

So treffen wir erneut eine große Entscheidung. Jetzt, nachdem wir es live ausprobieren durften und wir wissen, wie es sich für UNS anfühlt. Wir buchen den Rückflug. Nach fünf Wochen. Seitdem zieht es uns nicht mehr für längere Zeit in die Ferne. Wir wissen die Heimat richtig zu schätzen. Aber: *Einen Versuch war es wert.* ♦



Warum bringen wir eigentlich unseren Chef nicht um?

von Renate Strauss, Leonberg (Jg. 1945)

»Das tat jetzt so richtig gut«, sagte die Kollegin und wischte sich die Lachtränen aus dem Gesicht. »Jetzt geht's mir wieder besser, jetzt kann ich wieder an meinen Arbeitsplatz«, bestätigte die zweite. Ich hatte den beiden gerade von dem Film erzählt, der am Vorabend im Fernsehen gelaufen war und den sie leider nicht gesehen hatten. »*Warum bringen wir eigentlich unseren Chef nicht um?*« handelt von drei Kolleginnen, die wie alle anderen Untergebenen von ihrem Chef monatelang schikaniert (....) wurden und sich dagegen mit unkonventionellen Mitteln erfolgreich wehren.

Wir waren Leidensgenossinnen, seit unser bisheriger Chef in Rente gegangen war. Schnell merkten wir, dass die Jahre der selbständigen Arbeit mit Vertrauen und Wertschätzung auf Gegenseitigkeit vorbei waren. Das letzte Jahrhundert schien zurückzukehren. Den neuen Chef interessierten bisherige Arbeitsabläufe nicht. »Ich bin kein Historiker«, pflegte er zu sagen. Wenn er Anweisungen gab und um Erklärung gebeten wurde, erwiederte er: »Die Aufgaben sind klar verteilt: Meine Aufgabe ist es, Ihnen zu sagen, was Sie zu tun haben, Ihre Aufgabe ist es zu gehorchen.«

(....) Sein Pech war, dass wir lange Jahre einen Chef gehabt hatten, der sich als Erster unter Gleichen sah, der mit seinen Kolleginnen und Kollegen auf Augenhöhe umging,

der Ziele gemeinsam mit seinen Leuten setzte, der Ergebnisse sehen wollte und die Umsetzung denen überließ, die sie erarbeiten mussten.

(.....) Wir versuchten wochenlang in zermürbenden Gesprächen, ihm unsere Definition einer guten Zusammenarbeit zu erklären: dass wir keine hirnlosen Befehlsempfänger sein wollten, sondern wie bisher mitdenken und an guten Lösungen mitarbeiten.

(.....) Zu seinem Glück verstanden seine Mitarbeiterinnen nach und nach, dass sie unter solchen Bedingungen nicht arbeiten wollten, und bewarben sich auf andere Stellen. Sie wurden durch junge Männer ersetzt, die zu unserem Chef passten. Etwas jünger als er, aber gut ausgebildet, möglichst mit Doktortitel, groß und schlank und bald auch ähnlich gekleidet. Außerdem intelligent genug, schnell zu verstehen, was ihrer Karriere förderlich war.

(.....) Ich wurde zur Protestfrau auserkoren. Mit Mitte 50 konnte mir nichts passieren: Für weitere Karriere war ich zu alt und Entlassung oder Herabstufung nicht mehr möglich, solange ich mir nichts Ernsthaftes zuschulden kommen ließ. (.....) Ich habe es versucht, immer wieder. Habe mit dem Chef gesprochen, bin beim Betriebsrat, bei der Personalabteilung und seinem Vorgesetzten vorstellig geworden.

(.....) Die versprochenen Ziele: respektvoller Umgang miteinander, stärkere Teambindung, zielführende Kommunikation, bessere Arbeitsbeziehungen und weniger Stress. Allerdings verbesserte sich die verordnete Mitarbeiterzufriedenheit weder durch internes noch durch externes Coaching. Trotzdem drehte sich die Stimmung zunehmend. Gewohnheit und Duldungsfähigkeit dürfen nicht unterschätzt werden.

(.....) Protest stand nicht mehr auf der Tagesordnung, und ich war zunehmend alleine. Nicht jeder Versuch ist von Erfolg gekrönt.

Er hatte gewonnen: Die Abteilung war zerschlagen. Immerhin hatten viele einen guten Ersatz gefunden. Ich war in Rente gegangen und hatte mich verabschiedet – mit herzlichem Dank an Alle für die jahrzehntelange gute und vertrauensvolle Zusammenarbeit und an die wenigen, die mir den Abschied erleichtert hatten.

In den ersten Rentenjahren hat mich der Gedanke an das nervenraubende Ende meiner langen, vorwiegend positiven Arbeitszeit noch belastet, aber es gab so viel Neues, dass es allmählich verblasste.

(.....) Und dann kam die erlösende Nachricht für alle, die unter ihm gelitten hatten: Ein Schreiben mit Datum 5.4.20. der Geschäftsführung, so kurzfristig und mager im Inhalt wie ich es in Jahrzehnten nie gesehen hatte: »... scheidet

zum 5.4.20.. aus«. Ohne Begründung, nicht einmal »auf eigenen Wunsch« oder »in gegenseitigem Einvernehmen«. Mein Glaube an ausgleichende Gerechtigkeit hatte gesiegt.

(.....) Der Versuch, die Situation zu verbessern, hat nicht geklappt, zumindest nicht auf Anhieb. Manches braucht eben viel Geduld und mehrere Anläufe. ♦



Der Abschiedsbrief

von Gert Scheibelhofer, Leonberg (Jg. 1942)

Mein lieber Schatz, es tut mir leid!
Wir hatten eine schöne Zeit,
doch alles hat einmal ein Ende.
Verzeih mir, aber hiermit sende
ich Dir zum letzten Male Grüße.
Lies diesen Brief noch, meine Süße,
dann wirst Du's sicherlich versteh'n:
Wir können uns nicht wiederseh'n.
Denn wenn sie's rauskriegt, ist mein Leben
so gut wie wertlos. Zugegeben,
als wir zum ersten Mal uns trafen
(ich durfte damals bei Dir schlafen),
da habe ich Dir's nicht erzählt:
Ich war mit ihr schon fast vermählt.
Und so begann sie, die Geschichte,
die ich Dir schaudernd jetzt berichte:

Er hieß Hans-Peter, sie heißt Rita,
sie kannten sich schon seit der Kita
und, als sie in die Schule kamen,
sah man sie immerzu zusammen.
Sehr schnell war es uns allen klar,
die beiden werden mal ein Paar.

Zur Hochzeit kamen viele Gäste.
Das Essen war nicht grad das beste,
und auch der Wein war nicht mein Ding,
weshalb ich bald nach Hause ging.

Im selben Monat zogen beide
in die Lüneburger Heide.
Dann, so ein, zwei Jahre später
schrieb mir die Rita, hat Hans-Peter
ganz plötzlich diese Welt verlassen.
Hans-Peter tot? Ich konnt' s nicht fassen!
Da gab's nur eins: Raus aus den vier Wänden,
der Witwe muss man Trost doch spenden!

Ich stand ihr bei mit Rat und Tat,
bis sie mich unter Tränen bat,
ich solle nicht mehr von ihr geh'n.
Nun ja, da war's um mich gescheh'n!
Ich wähnte mich im höchsten Glück,
doch denke ich an das zurück,
was in der Hochzeitnacht geschah,
ühl' ich mich einer Ohnmacht nah.

Ich wollte sie gerade küssen,
als sie mir sagte: Du musst wissen,
ein Schweinehund war der Hans-Peter,
ein gottverdammter Schwerenöter.
Er hatte mich nicht nur belogen
und mich ein Dutzendmal betrogen,
Sondern auch noch das Haus versoffen.
Mein lieber Mann, ich kann nur hoffen,
Du bist mir treu solang wir leben,
sonst wird's ein schlimmes Ende geben!

Hans-Peter, ach, war der naiv!
Als er einmal nichts ahnend schlief
hab' ich in einer Maiennacht
den Mistkerl kurzum umgebracht.
Ich dachte mir, auch wenn's nicht klappt,
wenn jemand mich dabei ertappt,
wenn es der Nachbar vielleicht hört,
einen Versuch war es doch wert!
Denn der gewinnt nur, der's auch wagt.
Ich war erfolgreich, wie gesagt.
Ein schweres Kissen im Gesicht
und oben drauf noch mein Gewicht
von über 90 Kilo, nackt,
beendeten den letzten Akt.

Mein Schatz, jetzt hab' ich Dir's erzählt,
was mich seit vielen Wochen quält.
Und damit komme ich zum Schluss
und geb' Dir einen letzten Kuss.
Auch, wenn's Dir schwerfällt, halte still,
mein Leben steht sonst auf dem Spiel!
Ach, wäre' doch alles nur ein Märchen,
mach's gut und lebe wohl,

Dein Bärchen ♦



© Gudrun Schultheiss

Die steinigen Äcker

von Gudrun Schultheiss, Rutesheim (Jg. 1955)

Aus beruflichen Gründen meines Mannes lebten wir sieben schöne Jahre in einem kleinen Dorf im Allgäu. Zur Einschulung unseres Sohnes zog es uns dann wieder zurück in meine alte Heimat, dem Waldenserort *Perouse* mit seinen 1200 Einwohnern. Hier wohnten auch meine Eltern, die sich über unsere Heimkehr freuten und uns gerne ihre zwei neben-einander liegenden Bauplätze zur Verfügung stellten. Auf einem davon, so hoffte ich, konnte ich mir meinen lang ersehnten Wunsch nach einem mit viel Liebe und Fantasie gestalteten Garten erfüllen.

Unsere Baugrundstücke lagen in einem Gebiet, das sich *Steinige Äcker* nannte. Der Name war perfekt ausgewählt, was sich während unserer Bauzeit herausstellte. Es sollte eine große Herausforderung werden, auf diesem Untergrund mein blühendes Gartenparadies zu erschaffen. Ich wünschte mir Bäume, die Früchte tragen und uns später viel natürlichen Schatten spenden sollten. Dazu noch Büsche, Staudenbeete, einen Teich mit Goldfischen und Hortensien in allen Farben. Meiner Phantasie waren keine Grenzen gesetzt, und ich sah das fertige Werk schon bildhaft vor mir. Doch die Realität sah anders aus! Beim Ausheben der Baugrube zauberte der Bagger Bergeweise Steine ans Tageslicht, genauso auf dem benachbarten Grundstück, das einmal meine grüne Oase werden sollte.

(.....) Nachdem wir in unser Haus eingezogen waren, gaben wir einer Baggerfirma den Auftrag, den Erdaushub, der zu einem großen Berg (.....) aufgeschichtet war, in im zukünftigen Garten zu verteilen und dabei auch noch einige Hügel zu formen, damit wir noch ein wenig Erinnerung an das Allgäu hätten.

Danach rückte mein Vater mit Pflug und Traktor an und zog uns einen langen Graben rund um das Grundstück, in den wir unsere endlos lange Ligusterhecke, bestehend aus ca. 200 Setzlingen, pflanzten. Die aufgelesenen Steine schichteten wir zu einer kleinen Mauer auf, in der sich später Eidechsen oder anderes Kleingetier wohl fühlen sollten.

(.....) Inzwischen sind 35 Jahre vergangen, seit wir den ersten Spatenstich zur Erfüllung meines Gartenwunsches gemacht haben. Heute kann ich ganz stolz sagen, es hat sich gelohnt, dass wir es angepackt haben.

(.....) Das Beste kommt immer zuletzt: Seit vielen Jahren gibt es in unserem Dorf Perouse und der Stadt Rutesheim, in der wir eingemeindet sind, im zweijährigen Rhythmus einen Ortsverschönerungswettbewerb. Auch wenn Eigenlob ein *Gerüchle* hat, so will ich doch erzählen, dass ich mich sehr über die vielen ersten Preise und sogar Sonderpreise gefreut habe.

(.....) Nun liegt es an unserem Vater im Himmel, wie lange er mir noch die Kraft und Gesundheit schenkt, zu hegen und pflegen und auch zu genießen, was wir geschaffen haben. ♦



Nichts

von Wolfgang Wintzen, Weissach

Es war ein schöner Morgen. Die ersten Strahlen der Juli-sonne kündigten einen sonnigen Tag an. Vom Frühstückstisch aus wanderte der Blick ins Grüne. Eine leichte Brise strich über blühende Gräser und Wiesenblumen. Einige Hunde tollten bereits auf dem schmalen Pfad hinter ihren Besitzern her. Leises Plätschern des Wiesenbaches vervollständigte die romantische Szenerie, die wir jeden Morgen vom Frühstückstisch aus genießen.

Ein Spaziergänger hatte sich schon früh aufgemacht. Er wollte wohl den schönen Morgen genießen. Beschwingt schlenderte er an Hecken und Sträuchern entlang, blieb hier und dort stehen, schaute sich um und wanderte weiter, bis er in den Schatten der Bäume eintauchte und meinen Blicken entschwand. Augenblicklich erinnerte mich die Szene an Goethes Verse: »Ich ging im Walde so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn...«

Ich vergaß beinahe, dass ich am Frühstückstisch saß. Meine Frau schaute mich etwas fragend, vielleicht auch erwartungsvoll an: »Was hast Du heute geplant?« *Nichts zu suchen ...* klang es noch in mir nach, und ich schaute auf meinen unverzichtbaren »Seniorenbegleiter«, den Terminkalender: Da war nichts vermerkt. »NICHTS!« war meine spontane Antwort, wobei mir in dem Moment nicht sonderlich bewusst war, dass NICHTS nicht immer nichts ist. Goethe ließ seinen Wanderer ja immerhin danach suchen – NICHTS zu suchen ... Und ich denke, ich bin nicht der einzige Senior, der mitunter lange nach einem Augenblick sucht, in dem mal NICHTS zu tun ist. Ich hab's schon oft versucht. Manchmal hatte ich Erfolg. Ja, *den Versuch war' wert.*

»Ich hab' hier was!« Meine Frau schob mir das tablet mit der Digitalausgabe der Tageszeitung vom 13./14.7.24 auf dem Frühstückstisch herüber und zeigte auf die Ein-

ladung des Seniorenrates zum Schreibwettbewerb. »Du kannst doch schreiben!« bemerkte sie.

(.....) Wahrscheinlich ist es, dass ihr jener erste Brief von mir in Erinnerung kam, den ich ihr vor vielen Jahren in einer kurzen Begegnung zwecks Kontaktaufnahme zugesteckt hatte.

Einen langen Abend hatte ich an dem Inhalt des Briefes »gefeilt« und war guter Hoffnung, dass der Versuch es wert sein würde. Ich hatte sie zu einem gemeinsamen Spaziergang eingeladen. Die Antwort war eine Gegeneinladung – eine Woche später – zum Kaffee im elterlichen Hause. Und so stand ich damals am 7. November exakt um 15 Uhr vor der Tür der angegebenen Adresse und läutete. Ich hatte meinen besten Anzug, den ich als mittelloser Student besaß, angezogen und war mit einem Blumenstrauß für die Mutter der Angebeteten bewaffnet.

(.....) Bis dahin kannten wir uns kaum und sagten sogar noch »Sie« zueinander, was sich aber schnell änderte.

Ich war erst vor ein paar Monaten zur Fortsetzung meines Studiums aus dem Norden kommend im Süden angereist und fühlte mich als einer der damals 6 000 Studenten in der schwäbischen Kleinstadtmetropole – schwäbisch gesagt – sauwohl! Ich verhehle aber nicht, dass mich in der neuen Wahlheimat schwerwiegende Sprachprobleme erheblich behinderten.

»Du kannst doch schreiben«, sagte sie jetzt und meinte damit auch nicht, dass ich mit der damaligen Einladung per Brief – natürlich in Hochdeutsch – die Unkenntnis der schwäbischen Fremdsprache elegant überwunden hätte.

Nein! Da war noch etwas anderes ... und gerade deswegen gab es bereits eine Woche nach dem ersten Brief (.....) den bis heute unvergesslichen 7. November, an dem wir zum ersten Mal nach dem gemeinsamen Kaffee einen Spaziergang durch eine wunderschöne Herbstlandschaft machten, von der wir jedoch fast NICHTS sahen.

(.....) Was wir uns bei diesem Spaziergang alles erzählt und gesagt haben, weiß ich nicht mehr. Nur ein Satz ist – alles andere überragend – in Erinnerung und unvergessen: »Weiβt Du was ... wir bleiben zusammen!«

Das kam so spontan, so ohne Überlegung, (.....) aus tiefster innerer Überzeugung. (.....) Es war keine Frage, kein Versuch. Und wenn es einer gewesen wäre, wäre er's wert gewesen. (.....) Es war ein tiefes, vorausschauendes, beglückendes Wissen!

Das war am 7. November – vor genau 58 Jahren. Jetzt sind wir 55 Jahre verheiratet. Natürlich kommt die Frage: »Was hat sie damals dazu gesagt?« NICHTS! Sie hat es wohl auch nicht als Frage verstanden. (.....)



Buche im Frühling.

© Rhinomind | CC-BY-SA 4.0

In späteren Jahren habe ich in mancher Situation versucht, mit *NICHTS* zu reagieren. Den Versuch war's fast immer wert! Es bewahrt Frieden. Mehr noch: Es kann sogar Freunde schaffen. (.....)

Man darf jedoch nicht meinen, es sei der »Stein der Weisen«, immer und bei jeder Gelegenheit *NICHTS* zu tun, *NICHTS* zu wagen oder *NICHTS* zu sagen. Ein Versuch ist meist Aktion und das Gegenteil von *NICHTS*. Trotzdem: Man kann's sehr wohl mit dem *NICHTS* versuchen.

(.....) Vor 63 Jahren war ich auch in einer solchen Situation. Abiturprüfung! Schriftliche Prüfung in Deutsch. Aufsatzthema: »Erschließen Sie in Mörikes Gedicht ›Die schöne Buche‹ das Wesen der Schönheit und vergleichen Sie es mit einer anderen Aussage des Dichters: ›Was aber schön ist, selig scheint es in ihm selbst!‹« Zeit: 5 Stunden.

Da saß ich nun, klammerte mich an den Gedichtstext und fragte mich wieder und wieder: »Was scheint denn jetzt selig in Dir?« *NICHTS!* (.....) *NICHTS* tun – wie schön! War *NICHTS* der Schlüssel zum Thema? Das Wesen der Schönheit?? Da waren noch viele Fragezeichen. Aber ich hatte das Gefühl, dass sich eine Antwort formte, ein Einstieg in den Aufsatz. Die schöne Buche: Sie stand da, still, kraftvoll, rein und glatt, in gediegenem Wuchs, in festlicher Stille. Sie tat *NICHTS*. Sie war einfach nur sich selbst. (.....)

Der Gedanke faszinierte mich. Ich begann zu schreiben, versuchte dieses schöne *NICHTS* der Buche, die Ausstrahlung ihrer selbst zu erschließen und das Schönheitsideal zu finden. *Der Versuch war' wert*. Der Aufsatz war ein Erfolg. ♦



Umkehr um 180°

von Andrea Wilhelm, Mötzingen

Das war nicht geplant und schon gar nicht überlegt. Kurzschluss! (.....) Wie kam's zu dieser Handlung, die kein Traum war. Ein Fass randvoll, und es fehlte nur noch der berühmt-berüchtigte eine Tropfen, und alle Dämme brechen, und das Fass sprudelt über. (.....)

Ja, so dramatisch war es. Für mich zumindest, denn *unbändig sein* habe ich nicht gekannt und schon gar nicht gelebt, zumindest nicht in solchen Situationen. Aber im

Nachhinein, *einen Versuch war' wert*. Ich hatte nur den einen. Jetzt oder nie. (.....)

Wer kennt den Spruch: *Drei Dinge kommen nicht zurück: das gesagte Wort, die abgeschlossene Kugel, die verpasste Gelegenheit*.

(.....) Um was geht's denn eigentlich?

(.....) Ich stehe im Berufsleben, ja *stehen* ist das richtige Wort, denn irgendwie bin ich stehen geblieben, musste stehen bleiben, weil es gar nicht mehr weiter geht.

(.....) Die Worte kamen aus meinem Mund und drangen in das Ohr meines Gegenübers, ich konnte sie nicht aufhalten: »Wenn das so ist, dann gehe ich!« Die Antwort ebenfalls klar und deutlich: »Dann machen Sie das!« Ich machte. Ich drehte mich auf dem Absatz um 180° und verließ dieses Büro ohne ein weiteres Wort. Dann ging ich an meinen eigentlich geliebten Arbeitsplatz, packte meine Sachen zusammen und ward nicht mehr gesehen.

(.....) Freier Fall, wo und wie werde ich landen?

Wo? Beim Psychotherapeuten. Wie? Ein Häufchen Elend. Nach ein paar Sitzungen kam die Wende, und neues Leben keimte und schlug Wurzeln. Ein neuer Anfang, den ich mir nie im Leben erträumt hätte. Mir nie und nimmer hätte zugeschaut. Der Therapeut »traute« mir zu, dass ich mich traue. Auf mein »Das kann ich nicht« folgte ein einfaches »Warum nicht?« Das ist doch ganz einfach, hier haben Sie eine Adresse, da rufen Sie an und melden sich bei der Abendrealsschule an. Viel Zweifel, aber mehr Hoffnung. Nochmal zur Schule gehen, einen Abschluss zur Mittleren Reife machen und dann eine Ausbildung, die mich weiter bringen würde. Das war mehr als eine Illusion.

(.....) Na ja, es war nicht ganz so leicht, im »Rückwärtsgang« aus der Sackgasse zu fahren, wenn man sowieso nicht gut im Rückwärtsfahren ist. Aber es ging ...

Die »Fahrt« dauerte insgesamt fünf Jahre und brachte mich vorwärts. Ich schaffte den Abschluss der Abendrealsschule mit einem Notendurchschnitt von 1,4, und das, ohne wirklich gute Vorkenntnisse in Mathe, Deutsch und Englisch zu haben. Die Ausbildung zur Erzieherin gelang mir »spielerisch«. Da war ich voll und ganz in meinem Element, und die 16 Jahre Vorkenntnis bildeten einen guten »Lehrboden«. Alle Prüfungen mit Auszeichnung geschafft. Alle Türen öffneten sich, ein roter Teppich rollte sich vor mir aus.

(.....) *Einen Versuch* hatte ich, und der *war es wert*, alles auf eine Karte zu setzen.

Dieses Erlebnis ist so um die dreißig Jahre her und hat mein Leben vollkommen verändert und mir soviel Neues und Schönes beschert, beruflich und privat. (.....) Auch hier mitmachen ist *einen Versuch wert*. Eine Karte für das Wohlfühlbad passt immer. ♦



Wer ist denn das?

von Martin Schaber, Rutesheim (Jg. 1936)

In (....) Rutesheim gibt es eine Interessensgruppe, genannt »Arbeitskreis Geschichte vor Ort«. Dieser bemüht sich, Erinnerungswertes aus dem früheren Dorf zu erforschen und zu pflegen. Die Stadt hat kein Museum, deshalb sind die Programme und Themen sehr vielfältig. Uns ist wichtig, Altes zu erhalten und an frühere Zeiten zu erinnern. Aus dem Arbeitskreis heraus haben schon mehrere Mitglieder Bücher herausgegeben, in denen (....) an viele bekannte Rutesheimer erinnert wird. Es gibt jedoch auch Mitbürger, (....), die oft Gutes bewirkt haben und die in guter Erinnerung bleiben, auch ohne Nennung in Büchern. Es entstand die Idee, eine Themenreihe zu verfassen mit der Überschrift »Auch Rutesheimer...«.

Im Dorf gab es, wie überall, viele große Familien und Verwandtschaften – auch ohne direkte Verbundenheit – mit gleichem Namen. (....) In der vorigen Generation wohnten hier zum Beispiel sieben Frauen namens Marta Philippin und fünf Männer, die Fritz Binder hießen. Wie sollte man da auf Anhieb erkennen, wer (....) gemeint war. Die Abhilfe war einfach, denn es gab die Beinamen (....).

Beispiele: Eine Marta Philippin war die »Hofrain-Fritze-Marta«, und ein Fritz Binder war der »Konrads-Fritz«. Alle erinnerten an Vorfahren, Berufe, Wohngegenden oder sonstige Eigenschaften. (....) Aber darüber schreiben in den Stadtnachrichten? Wen interessiert das noch? Das war doch in anderen Orten auch so. Außerdem – Zunamsträger gibt es nur noch wenige, sie wurden zuletzt nicht mehr wie früher auf die nachfolgende Generation übertragen. Dass das mit vielen Fragen und viel Zeitaufwand verbunden wäre, war klar. Von den Angehörigen wollte man auch die Zustimmung zu einem Bericht und die Akzeptanz des Textes.

Ich probierte es, und **der Versuch war es wert**, wenn auch aufwendig. Viele der Nachkommen haben mitgeholfen und haben dabei oft neue Erkenntnisse mitbekommen. Vieles war unbekannt oder vergessen. Hilfreich waren da auch Auskünfte älterer Rutesheimer, und die Ahnentafeln haben auch mehrere Generationen beschrieben.

Die Reaktionen vieler Leser waren erfreulich, es wurden häufig Erinnerungen geweckt. Die Beinamen sind nach wie vor Anhaltspunkte. In unregelmäßigen Abständen sind im vergangen Jahr zwanzig Artikel erschienen. Die Bitte um Fortsetzungen wurde immer wieder geäußert.

Fazit: Wenn man auf diese Art Erinnerungen weckt und Freude machen kann, war **es den Versuch wert**. ♦

War es den Versuch wert?

von Horst Meder, Weil der Stadt

Ich drücke auf den Klingelknopf. Ein groß gewachsener Herr, wohl in den Fünfzigern, mit dunkelblondem, leicht ergrautem Haar, öffnet die Wohnungstür. Er stellt sich als Alexander, Sohn vom Babushka, vor. Die Begrüßung ist freundlich, vielleicht einen Tick zu freundlich. Er führt mich ins einfache möblierte Wohnzimmer, dessen Möbeln anzusehen sind, dass sie wohl schon seit der Oktoberrevolution hier stehen.

(....) Auf dem Tisch steht ein Samowar mit Chai. Und da sitzt sie, Babushka. Es war meine Übersetzerin Natascha, die das Treffen organisiert hat. Babushka war in ihrer Jugend in Deutschland, hat sie gesagt, und dass sie mich gerne zu einer Tasse Chai einladen möchte. Gerne habe ich die Einladung angenommen, und nun sitze ich der alten Dame neugierig und erwartungsvoll gegenüber.

(....) Nach einer Weile spricht Alexander mit Viktor auf Russisch, worauf dieser aufsteht und das Zimmer verlässt. Entschuldigend wendet sich Alexander zu mir und lässt übersetzen: »Sein Großvater ist Deutscher. Viktor weiß das aber noch nicht. Wir warten auf eine günstige Gelegenheit, ihm das zu sagen.« Verdutzt schaue ich Alexander an. Er scheint das zu bemerken. »Ja, Sie vermuten richtig, mein Vater ist Deutscher. Babushka, meine Mutter, wird Ihnen das erklären.« Die alte Dame holt tief Luft und bereitet sich auf ihre Erzählung vor.

(....) »Ja, ich war Bolschewikin«, hebt sie an. »Vielleicht bin ich das noch heute. Wir, ein radikaler, eingeschworener Haufen innerhalb der kommunistischen Arbeiterpartei, glaubten an die Überlegenheit des Kommunismus, und wir waren davon überzeugt, dass ihm die Zukunft gehört. (....) Wir wussten, dass es in Hamburg eine starke Präsenz der KPD gab, und wir wussten auch, dass es bei den Hafenarbeitern schon einige Streiks und Aufstände gegeben hat. Dort, so erwarteten wir, wird die Revolution ausbrechen.

Im Sommer 1923 machten wir uns, ein paar hundert Bolschewiki, auf den Weg nach Hamburg. (....) Am Hamburger Bahnhof Altona holte uns Oskar im Auftrag der KPD ab. Oskar war ein junger, stattlicher Bursche und ein engagierter Kommunist. (....) Wir inspizierten gemeinsam die Hafengegend und besonders die Polizeistationen im Umfeld des Hafens. (....)

Am 23. Oktober morgens um fünf Uhr stürmten wir mit 14 Mann die uns zugewiesene Polizeiwache. (....) Wir brachen die Waffenkammer auf, holten Gewehre und Munition heraus um diese unter den Werftarbeitern zu verteilen. Aber da waren keine Werftarbeiter mehr.

(.....) Während wir noch zusammenstanden und berieten, stürmte eine Schwadron Soldaten mit Gewehren im Anschlag auf uns zu. Oskar warf sein Gewehr weg, fasste mich am Arm, zog mich um die nächste Straßenecke aus dem Feuerbereich der Soldaten.

(.....) Im nächsten Jahr gebar ich einen Sohn, den ich auf Oskars Wunsch Alexander nannte. (.....) Eines Tages ging er zurück nach Deutschland zu seiner geliebten KPD. (.....) Es war nicht leicht, mit einem unehelichen Kind und ohne Mann in Moskau zu leben. Stanislav hat mich geheiratet und Alexander als sein eigenes Kind angenommen.

Was ist geblieben von meinem deutschen Abenteuer? Nur ein Straßennamen, der an Oskar erinnert? Nein. Ich habe die wenigen glücklichen Stunden im deutschen Untergrund mit Oskar genossen. Und ich habe Alexander und Viktor, die mir die Zeit in Deutschland unvergessen machen.

Den Versuch war es mir wert. ♦



Wir haben es gewagt

von Viktor Prange, Böblingen (Jg. 1935)

Acapulco, du Perle am pazifischen Meer,
zu dir zu gelangen, war doch recht schwer.
Zwar war der Flug bequem zum Lande Kanada
zwei mal Essen, ein kurzer Schlaf, schon war'n wir da.
Doch für die Reise in den Süden wollten wir ein Campmobil.
Es gab genug im Angebot, an Dollars kosteten sie
jedoch zu viel.
Nach tagelanger Suche und der Freunde Geduld
fand »Trudchen« zum angemessenen Preis unsere Huld.
Sie ist eine alte Dame von Ford aus Detroit.
Den Kauf haben wir trotzdem nicht bereut.
Die Herzkappen ihrer acht Zylinder flimmerten oft in arger
Not, gaben wir ihr nicht das nötige Octan-Gemisch als
täglich Brot.
Ereignisse, Erlebnisse und Eindrücke gab es schon in Mengen,
doch alles zu erzählen würde den Rahmen
dieser Verse sprengen.
Erwähnen müssen wir jedoch Oregons und Kaliforniens
Strände, die so weit sind, als ob man sich allein befände.
Die handzahmen Pelikane und der Seelöwen Gebell
lassen Monterey's Hafen nicht vergessen so schnell.
San Franziscos Golden Gate Bridge, die imposant die Bay
überspannt. Der große Moloch, der im Verkehr erstickt
und als Los Angeles bekannt.
Das schöne Palm Springs, eine Oase im Wüstengestein.
San Diego am Meer ist wirklich elegant und nicht nur
Schein.

Tijuana's Quirligkeit fasziniert sofort.

Baja California's Vielfalt an Kakteen, sie gibt's nur hier,
sonst an keinem andern Ort. (.....)

Die Zeit ist um, wir müssen geh'n –
wir wollen Acapulco seh'n. (.....)

Nach zehn Stunden Fahrt

hat die *Gaycura* am Pier von Topolobampo festgemacht.
Noch tausend Meilen, um zu dir zu gelangen,
es ist ein hartes Unterfangen.

Denn Mexico's Fahrer sind mehr als rasant und,
wenn Tequila im Spiel, als Kamikaze-Piloten bekannt.

Wir fuhren durch Los Mochis und Culiacan

Tim-Sharing ist das große Wort in Mazatlan. (.....)

Wir sahen das schöne Puerto Vallarta in einer lieblichen
Bucht, aber wir, wir lebten wie auf der Flucht.

Denn Weihnachten bei dir sein, das war unser Ziel.

Doch wir verlangten zuviel, von uns, vom Campmobil.

Wir konnten es nicht schaffen, drum machten wir Stopp,
auch Barra-Navidad, »Weihnacht« war ein schöner Ort.

Nach zwei Monaten Fahrt im Auto zu leben,
war es auch wert, ein Hotelzimmer zu nehmen.

Endlich mal duschen nach Herzenslust,
das mehrmals – und weg war der Frust.

Eine kleine Feier, zwei Tage Rast,
dann fuhr'n wir weiter ohne Hast. (.....)

Dann war es soweit, wir sahen dich liegen an deiner Bucht.
Von fern dich zu sehen, war schon eine Wucht.

Doch mit dem Nähern kam die Realität,
nun hieß es weiter, für Träumereien war es zu spät.

Als Miguel Aleman dich förderte und nährte
als du wirklich mondän und vom Luxus begehrte.

Als Teddy Staufer seinen Sound erfand
und du, als teuerster Ort der Welt bekannt.

Als Welt und Halbwelt dich besuchten
sogar Gangster in dir weilten, die Verruchten.

Da hieltest du dein Versprechen ein,
die schöne Perle am Meer zu sein.

Doch diese Zeiten sind längst vorbei –
Pauschaltourismus ist der letzte Schrei.

Du erstickst im Lärm und im Autogetümmel
Hamburger und Hot-Dogs preist man an mit großem
Gebimmel.

Zwar gibt es die teuren Hotels dort am Meer,
doch dein Flair ist dahin, den gibt es nicht mehr.

Du bist eine gewöhnliche Großstadt geworden,
drum ziehen wir weiter, warten nicht auf morgen.

Denn Yucatan, Belize und Guatemala locken.

Drum »Trudchen«, Beate und Viktor,
machen wir uns gemeinsam auf die Socken. (.....) ♦



Der zweite Versuch

von Renate Rinderknecht, Jettingen (Jg. 1943)

Eine Frau, 30 Jahre, drei kleine Kinder und seit 15 Jahren allein-erziehend. Diese Person, nennen wir sie *Doris*, hatte während ihrer ersten siebenjährigen Ehe das Paradies und die Hölle auf Erden.

Doris versuchte einen kompletten Neuanfang in einem fremden Ort, einem kleinen Dorf. Es waren Höhen und Tiefen zu bewältigen. Doris hatte nie gedacht, noch einmal zu heiraten. Es kam anders. Die misstrauische, vom Leben geprägte Frau lernte einen 15 Jahre älteren Witwer kennen und hatte mit 52 Jahren den Mut, eine Ehe standesamtlich und kirchlich einzugehen. Jetzt gab es eine Patchwork-Familie, seine fünf Kinder waren schon verheiratet, ihre drei Kinder waren um die 20 Jahre.

Heiner, wie man ihren Mann nannte, wurde 88 Jahre alt. Doris nannte ihn aber Heinrich, weil ihr Vater auch Heinrich hieß. In den letzten drei Jahren wurde Heinrich ein Pflegefall, er wurde dement und landete auch noch im Rollstuhl. Mit Hilfe von polnischen Pflegerinnen haben sie zusammen alles bewältigt. Seit acht Jahren ist Doris jetzt schon Witwe. Sie hat viele Krankheiten ertragen müssen, unter anderem ist sie fast erblindet, sie hat die Macula-Degeneration, eine Augenerkrankung.

Ihr Leben läuft jetzt anders ab. Die starke Löwin (ihr Sternzeichen) ist jetzt zum Marienkäferchen mit den Punkten auf dem Rücken geworden, aber es hat zwei Flügel und kann noch ausfliegen. Das heißt, Doris ist trotz ihrer Behinderungen nicht eingesperrt, sie kann noch verreisen. Und sie weiß, die Zukunft in der Welt ist die englische Sprache, deshalb lehrt ihr Enkel seiner Oma Englisch.

Es war alles im Leben einen Versuch wert. ♦



Lebensstationen

von Elfriede Raißle, Bondorf (Jg. 1940)

Als ich 1946 in die Schule kam, waren die Klassen noch größer als heute. Wir waren kurzzeitig mal 64 Schüler. Das wechselte jedoch ständig, weil damals manche Flüchtlinge (.....) auf der Suche nach einer Bleibe nur kurz blieben und dann weiterzogen.

(.....) Nach der Schulzeit hätte ich gerne die Handelschule besucht. Aber die Eltern waren der Meinung, ich solle lieber in der Hauswirtschaftsschule lernen, wie man später eine Familie gut versorgt. Damals waren die Frauen

meist ausgelastet, da es noch keine elektrischen Geräte (.....) gab, und erst recht keinen Thermomix. Fertigerichte? Unbekannt. Zudem waren die Familien größer, weil oft drei Generationen in einem Haushalt lebten. Auch das im eigenen Garten selbst angebaute Obst und Gemüse musste geerntet und haltbar gemacht werden, damit man im Winter darauf zurückgreifen konnte. Das war alles sehr zeitaufwendig und arbeitsintensiv. Entsprechend sparsam ging man damit um. Es wurde alles verwertet, was möglich war, und der Rest ans Vieh verfüttert. Ich wünsche mir diese Zeit nicht zurück, aber in der heutigen Wegwerfgesellschaft wäre es gut, sich mal Gedanken zu machen, wie man auch mit weniger Konsum auskommen könnte. Einen Versuch von uns allen wär's doch wert.

Auf die Hauswirtschaftsschule wollte ich aber nicht. Ich war der Meinung, das geht auch zuhause mit *learning by doing*. Mithelfen mussten wir Kinder ja sowieso. Nach einigen Diskussionen (.....) bekam ich dann doch die Erlaubnis. Voller Freude wollte ich mich bei der Handelsschule anmelden, bekam aber von dort die Auskunft: zu spät – der Kurs ist voll belegt. Also musste ich dann eine Ausbildung zur Verkäufern antreten und war richtig sauer.

Notgedrungen lernte ich dann Maschinenschreiben und Stenografie in Abendkursen in der Volkshochschule. So war ich mehrmals die Woche abends unterwegs. Ein Problem war aber die Heimfahrt von Herrenberg nach Bondorf. Zu dieser späten Stunde fuhr nur noch ein Zug mit Halt in Herrenberg und Eutingen. Also musste ich bis Eutingen fahren und dort fast eine Stunde auf dem Bahnsteig warten, bis der Zug in Gegenrichtung kam, der auch in Bondorf anhielt. Das war nicht immer lustig und im Winter eiskalt. Aber es gab keine andere Möglichkeit. (.....)

Als ich dann nach der Lehrzeit ins Büro wechselte, stellte sich heraus, dass Stenografie gar nicht mehr gefragt war. Damals waren schon die Diktiergeräte im Einsatz. Ich habe die Kurzschrift nicht ein einziges Mal gebraucht. Anders das Maschinenschreiben. Das war und ist bis heute unverzichtbar. Dass ich im Zehnfingersystem schnell und sicher schreiben konnte, verdanke ich der gestrengen Lehrerin Frau Guoth. (.....) Das habe ich aber erst später schätzen gelernt.

Ein weiterer Wunsch von mir war, Englisch zu erlernen. Auch dies war in der Volkshochschule abends möglich. Über die Jahre belegte ich mehrere Kurse. Aber ich kam doch nicht so schnell voran, wie ich anfangs gedacht hatte. (.....) Ganz umsonst war's nicht – etwas ist doch hängen geblieben. Ich beneide die Menschen, die sich in Fremdsprachen fließend unterhalten können. Soweit hab ich's nicht geschafft. *Aber einen Versuch war's doch wert.* ♦

Eine Notlüge

von Ursula Minje, Böblingen (Jg. 1959)

Am Mittwoch in KW 28 erreichte uns ein Hilferuf aus dem Allgäu von Lisa, unserer Tochter: »Am Montag in KW 29 wird unser Umzug nach Heilbronn sein – soeben hatte ich einen positiven Schwangerschaftstest – Ihr werdet Oma und Opa. Lars hatte vor zwei Wochen einen schlimmen Bandscheibenvorfall und ist nicht belastbar. Mutti, wir brauchen deine Unterstützung beim Umzug. Papa hat sich schon bereit erklärt und Urlaub bekommen. Könntest du es bitte auch möglich machen?«

»Das sind ja Neuigkeiten«, erwiederte ich, »ich werde mit meinem Chef, Herrn Lenk, sprechen, aber ich kann für nichts garantieren.« Abends sprach ich mit Rolf, meinem Mann, über die neue Situation. Er war überzeugt, dass es ein Ding der Unmöglichkeit sein würde, so kurzfristig frei zu bekommen. »Herr Lenk ist doch so streng, hat er nicht sogar Urlaubssperre verhängt? (.....)« »Lass mich mal machen, ich habe (.....) mir eine Strategie zurechtgelegt. *Einen Versuch ist es wert.* Mehr als *nein* sagen kann er nicht.«

Am nächsten Morgen suchte ich das Gespräch mit Herrn Lenk. »Herr Lenk, es ist mir äußerst unangenehm, Sie mit meinem Anliegen zu belästigen. Ich brauche unbedingt kurzfristig eine Auszeit von sechs Wochen. Ich habe vor, in Thailand den Yogainstruktor zu machen, um wieder meine Mitte zu finden.«

»Wie stellen Sie sich das denn vor? Wir haben Hochsaison (.....). Sie werden hier gebraucht!«

»Bei uns ist doch immer Hochsaison, und Ressourcen sind knapp. Ich befürchte einfach, dass ich sonst krank werde, wenn ich jetzt nicht die Reißleine ziehe«, erklärte ich.

»Liebe Iris, gibt es denn keine Alternative? Sechs Wochen Auszeit geht einfach gar nicht in unserem Betrieb.«

Ich überlegte und schlug vor: »Das ist sehr schade und enttäuschend – wären dann vielleicht zwei Wochen Allgäu in der 29./30. KW möglich?«

Herr Lenk stöhnte: »Ja, in Ordnung, dann zwei Wochen. Bringen Sie mir bitte 300 Gramm Bergkäse mit? Erholen Sie sich gut!« ♦



Ein Hundeleben

von Hanns-Joachim Baum, Böblingen (Jg. 1953)

Vor mehr als zwei Jahre verstarb unsere Lhasa-Apso-Dame im hohen Alter von 18 Jahren. Aufgrund unseres fortgeschrittenen Alters wollten wir keinen Welpen mehr aufziehen.

Wir beschlossen also hundelos zu bleiben. Leicht gesagt nach zwei Hunden, die uns insgesamt 35 Jahre begleitet haben. Unser auf Hund eingestellter Alltag war plötzlich durcheinander – es fehlte etwas! In dieser Not erhielten wir einen Anruf: *Sechsjährige Lhasa-Dame muss abgegeben werden*, da sie sich nicht ins bestehende Rudel einfügen würde, kämpferisch sei und trächtige Hündinnen angehe.

Im ersten Moment fühlten wir uns überfordert, einen Hund mit Vergangenheiten aufzunehmen. Aber die Neugier siegte, und wir gingen zögerlich mit den Besitzern in das Gespräch. Langsam kristallisierte sich ein unglaublich trauriges Leben dieser Hündin heraus: geboren in Polen, verkauft nach Italien, mehrfach verkauft in Deutschland ...

(.....) Obwohl wir nicht wussten, ob wir diese Hündin aufgrund ihres Alters und ihrem bisherigen Dasein an ein normales Hundeleben gewöhnen können, sagten wir uns: Dieses Wesen ist ein Versuch wert, wir kauften sie.

Beiläufig wurde uns noch mitgeteilt, dass der Hündin ein Zahn fehlen würde, angeblich verloren bei einer Rauferei. Ansonsten sei sie gesund, bescheinigt mit einem tierärztlichen Untersuchungsbericht.

Zu Hause angekommen starteten wir mit unserer Bella eine vorsichtige Eingewöhnungsphase. Zum Glück wussten wir vorab nicht, wie schwierig diese Arbeit für uns werden würde. Sie hatte Angst vor lauten Geräuschen und schnellen Bewegungen, auch lief sie nicht über Teppiche und hatte das Bedürfnis, sich ständig zu verstecken. Wenn Besuch kam, zitterte sie vor Angst (.....). Problematisch war auch die Nahrungsaufnahme. Bella bunkerte das Hundefutter im Maul, verschwand in eine Ecke und verschlang dort hastig das Futter. Spielen konnte sie nicht und fand auch keinen Ruheplatz. Spaziergänge an der Leine versetzte sie in Panik.

(.....) In enger Absprache mit einer einfühlsamen Tierheilpraktikerin wurde ein Programm erstellt, um Bella ein Hundeleben zu eröffnen, damit sie unbeschwert genießen kann. Mit Freude stellten wir fest, dass Bella sehr lernfähig war und immer mehr zu einem ganz normalen Hund mutierte. Nun liebt sie gemächliche Spaziergänge, kuschelt gerne, bevorzugt einen geregelten Tagesablauf und bis auf die Silvesterknallerei hat sie jegliches Angstgefühl verloren. Ach ja, und Autofahren mag sie auch nicht. Eines kann sie bis heute nicht: spielen. Sie schaut gerne anderen Hunde beim Spielen zu, nimmt jedoch nicht teil. Aber, wir geben nicht auf, sie zu animieren. Auch hat sie eine süße Hundefreundin Malia, von der sie sehr viel Hundedasein lernt. Bella beschert uns seither viel Freude und zeigt, dass sie *einen Versuch wert ist.* ♦

Interesse aktiviert

von Magdalene Voit-Nitschmann, Ditzingen (Jg. 1953)

Wie immer, hatte mich mein Enkel freudig zur Begrüßung umarmt. So konnte nach meiner langen Anfahrt der geplante Betreuungsnachmittag wohlgelebt starten.

Nachdem die Mutter verabschiedet war und ich (....) mich kurz im Haushalt umgesehen hatte, war der Bub nicht mehr zu sehen und zu hören. Vorsichtig lugte ich durch den Türspalt in sein Zimmer. Dort kauerte der Sechsjährige auf seinem Bett, vor sich das neue Tablet. Gebannt war seine Aufmerksamkeit auf den Bildschirm gerichtet (....). Leise trat ich ein, keine Reaktion. Still setzte ich mich zu ihm. Er beachtete es nicht. Nun spürte ich seine ruckartigen Reaktionen, vernahm sein verhaltens Kichern, das unruhige Atmen, während die Augen stur das Flimmern verfolgten.

Oh je, wie soll dieser Nachmittag werden! Wir beide liebten doch unsere gemeinsamen phantasievollen Stunden, die wir mit Spielen oder Basteln voller schöner Ideen verbrachten. (....) Ich holte rasch meine Schuhe (....), um sie besonders langsam anzuziehen, ebenso meine Jacke. (....) Als ich schließlich unüberhörbar mit Vesperdose und Trinkflasche hantierte, schaute mein Enkel auf. »Oma, was machst du?« »Die Straßenkreiden sind im Gartenhäuschen, nicht wahr?«, fragte ich zurück, wobei sich unsere Blicke trafen. Ein kurzes Nicken, ein winziger Moment des Innentzens, und das Tablet glitt aus der Hand. (....) Ließ sich das Kind tatsächlich vom Bildschirm abbringen? (....)

Doch enttäuscht mussten wir feststellen, dass das Gartenhäuschen abgeschlossen war. (....) Ein kleiner Schemel stand da herum. Doch auf dem Fensterbrett entdeckte ich erleichtert mehrere Stummel von bunten Straßenkreiden. »Oma, machen wir endlich was?« Mutig überhörte ich die Ungeduld. Zügig mit festem Strich malte ich eine blaue geschwungene Linie großräumig auf den Boden. »Besuche mich in meiner Straße!«, lud ich mein Enkelkind zuversichtlich ein, während noch ein Zebrastreifen entstand, »vielleicht ist da drüben bei dir sogar auch eine Brücke!«

Ich richtete mich auf. Von wegen! Auf allen Vieren vorwärts krabbelnd schob mein Enkelsohn bereits geschickt die rote Kreide über die Hoffläche für eine neue Straße.

(....) Eifrig trug er sodann den Schemel herbei, die Brücke war gebaut. Wir stiegen hinauf, sprangen hinunter, die Straßen entlang hintereinander her, das Tempo steigernd. Als ich überraschend die Richtung änderte und wir uns an anderer Stelle wieder trafen, jauchzte der Bub vor Vergnügen: »Nochmal, Oma!« (....) ♦

Ich kann nicht...

von Dagmar Meyer, Weil der Stadt (Jg. 1941)

Mein Telefon klingelt, ich schaue mit einem Auge auf das Display, mit dem anderen auf die Uhr. Früher Montagmorgen. Christel. (....) So früh am Tag? Ein ungutes Gefühl beschleicht mich. Ich nehme den Hörer ab.

Keuchendes Atmen an meinem Ohr, das hört sich nicht gut an; ich ahne, es muss etwas sehr Wichtiges sein, das meine Freundin umtreibt, wahrscheinlich hat sie schon in der Nacht stundenlang wach gelegen. Vor meinem inneren Auge sehe ich sie während unseres Telefonats auf ihrem Sofa sitzen, neben sich den Rollator, mit dem sie sich durch die Wohnung bewegt, weit vornübergebeugt, mit langsamem, schlurfenden Schritten, als ob auf ihrem ständig schmerzenden Rücken eine Zentnerlast drücke. (....)

»Christel? Was gibt es?«

»Ich habe eine Bitte. Dass mein Thomas heiratet, habe ich Dir doch erzählt, nicht wahr?« (....) »Leider habe ich nichts Gescheites mehr anzuziehen. Du weißt doch, ich war schon seit hundert Jahren nicht mehr auf einem Fest. Und nun die Hochzeit! Und in einem Geschäft war ich auch schon seit Ewigkeiten nicht mehr. Würdest Du mit mir ins LEO-Center zum Einkaufen gehen?«

Jetzt ist es heraus. Ganz nervös klingt ihre Stimme, hastig redet sie weiter, bevor ich etwas sagen kann. Von einer hübschen Seidenbluse ist die Rede, passend zu ihrer schwarzen Hose, die ja noch gut sei. Und einen farblich abgestimmten, eleganten Blazer brauche sie natürlich auch. Christel redet sich in Begeisterung.

Vor 25 Jahren klingelte ich das erste Mal an Christels Tür, als ich auf dem Namensschild »Schneidermeisterin« las. Seit dem Tag hatte ich keine Sorgen mehr wegen zu langer Hosenbeine oder zu weit gewordener Röcke. Als ehemals selbstständige Fachfrau in Sachen Kleidung hat Christel eine genaue Vorstellung von ihrem neuen Outfit. (....)

Am nächsten Morgen sause ich ins Einkaufscenter und bestelle in der Verwaltung den Rollstuhl. (....) Sicherheitsshalber laufe ich den Weg zwischen Parkhaus und Einkaufsebene einmal ab, schaue nach der Lage des Fahrstuhls und versichere mich, dass es keine hinderlichen Stufen gibt.

(....) Drei Tage später. Wieder ein Anruf in aller Frühe. Christels weinerliche Stimme verheißt nichts Gutes. »Es wird nichts mit dem Einkaufen«, haucht sie ins Telefon. Es gehe ihr furchtbar schlecht, der Rücken schmerze unerträglich, (....) ein tiefer Seufzer setzt den Schlusspunkt.

»Oh, das tut mir sehr leid«, antworte ich schnell und biete ihr an, das Unternehmen Shopping um zwei Tage zu verschieben, dann werde es ihr sicher besser gehen. Bis zur Hochzeit sei ja noch Zeit.

»Ja, wenn das geht?« Getragen auf einer Woge der Erleichterung klingt ihre Stimme wie ausgewechselt, lebhaft, fast fröhlich. Ich stutze kurz, rufe im Einkaufszentrum an und bestelle den Rollstuhl um. Heute frage ich mich, warum bei mir immer noch nicht die Alarmglocken schrillten.

(....) Als zwei Tage später das Telefon vorm Frühstück läutet, bin ich aber doch auf der Hut. (....) Christels gebrochene Stimme ist nur noch hingehauchter Schmerz.

»Mir geht es ja so schlecht, ich habe solche Schmerzen.«

»Das tut mir wirklich leid. Sollen wir noch einmal zwei Tage warten? Dann gewöhnst Du Dich sicher an den Gedanken, Deine Wohnung zu verlassen und mit mir ins Einkaufszentrum zu fahren.« Ich überlege fieberhaft, wie ich ihr Mut machen kann. »Du wirst sehen, es wird völlig problemlos, hinterher leisten wir uns ein dickes Eis und Kaffee.«

(....) »Nein, nein, ich kann einfach nicht. In meinem Schrank sind noch ganz gute Blusen und Jacken, die müssen reichen.« Christels Stimme löst sich in Schmerz beladenen Schluchzern auf. Ich erschrecke.

»Ist ja gut. Wir lassen es. Vielleicht fasst du irgendwann wieder mehr Mut.« Wir beenden das Telefonat wie immer mit ein paar fröhlichen Worten. (....) In ihrem jetzigen Zustand fühlt sie sich dem Anblick gesunder, aufrechter Menschen nicht gewachsen. (....)

Eine Woche nach dem Hochzeitstermin wird Christel mir beichten, dass sie auch nicht zur Hochzeit gefahren ist, im Auto mit ihrem anderen Sohn, der sie immer wieder beschworen hat, dem Bruder die Freude zu machen. Seine Bemühungen, meine Bemühungen – alles vergebens! Innerlich war ich trotzdem überzeugt: *Diesen Versuch war es wert gewesen!* ♦

Überraschung gefällig?

von Janina Schmidt, Böblingen (Jg. 1993)

Schon einige Jahre lebte ich zusammen mit meiner Tochter Helena alleine. Vor einem Monat hatte sie eine Au-Pair-Stelle in Paris angenommen. Ich sehnte mich nach Gesellschaft, nach einem liebevollen Partner, zu dem ich Vertrauen haben konnte. Meine Freundin Monika hatte ein Gespür für meine aktuelle Situation. Sie sprach mich direkt darauf an: »Ute, du brauchst jemanden fürs Herz. Das Leben ist viel zu kurz, um ständig alleine zu sein. Heutzutage ist die

(....) einfachste Methode das Online-Dating, und es gibt dort auch ein Portal für Akademikerinnen und Akademiker. *Einen Versuch ist es wert.*«

Nachdem ich so halbwegs überzeugt war, motivierte sie mich dazu, zusammen mit ihr mein Profil zu erstellen. Die monatliche Gebühr war überschaubar. Gut gelaunt und auch gespannt wartete ich auf ein mögliches Match. Drei positive Reaktionen erreichten mich schon nach einigen Tagen! Spontan gefiel mir Richard am besten. Er sah gut aus, wirkte offen und ließ mein Herz höher schlagen.

Zunächst schrieben wir uns lange E-Mails, dann vereinbarten wir ein Telefondate. Seine Stimme war angenehm, seine Fragen einfühlsam. Er lebte auch im Kreis Böblingen.

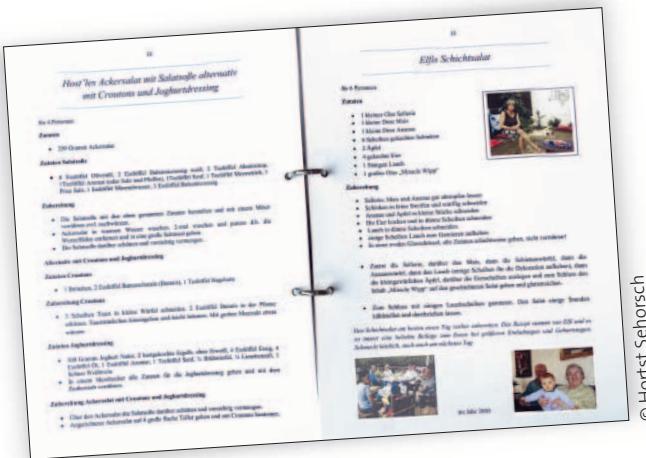
(....) Die nächsten Abende telefonierten wir ausführlich. Tagsüber war ich in meiner Zahnarztpraxis tätig. Richard hatte auch eine herausfordernde Aufgabe als Ingenieur für Solaranlagen. (....) Schnell war uns klar, dass wir uns treffen wollten. »Wie wäre es gleich übermorgen im Bootshaus? Ich werde dort am Fenster sitzen um 18 Uhr«, schlug ich vor. Richard war einverstanden, und so fieberten wir beide unserem Treffen entgegen.

(....) Schon zehn Minuten vorher saß ich am vereinbarten Fensterplatz. Ich war aufgeregt! Ungeduldig beobachtete ich die Eingangstür, als Richard hereinkam. Zielstrebig steuerte er auf mich zu: »Guten Abend Ute, du wirst jetzt enttäuscht sein, denn ich bin nicht der Richtige für dich. Ich bin glücklich verheiratet. (....) Mein Zwillingsbruder Richard schickte mich, er hat sich gestern Abend beim Tanzen den Knöchel gebrochen. Es tut ihm so schrecklich leid, dass er dich heute nicht treffen kann. Er bittet dich, ihn so bald wie möglich im Krankenhaus zu besuchen.« Damit hatte ich nicht gerechnet. Aber ich bin ja flexibel. »Danke für die Erklärung. Gleich morgen fahre ich zu Richard und bringe ihm einen Eisbeutel mit!« ♦

Ein Kochbuch für die Familie

von Horst Sehorsch, Herrenberg (Jg. 1941)

Für mich waren die *Schneeknödel* meiner Schwiegermutter Katharina ein besonders leckerer Nachtisch. Wenn wir zum Essen eingeladen waren, wurde immer wieder dieser Nachtisch angeboten. (....) Leider habe ich nie gefragt, wie diese *Schneeknödel* exakt zubereitet werden. Ich kannte in etwa die Zutaten, aber nichts Genaues, die hatte nur meine Schwiegermutter im Kopf und leider nicht aufgeschrieben. Beim Nachkochen rächte sich dies später. Meine Schwiegermutter, in der Zwischenzeit verstorben, konnte ich nicht



© Hofstter Schorsch

mehr fragen. So haben wir die *Schneeknödel* aus dem Gedächtnis nachgekocht. Sie schmeckten zwar sehr gut. Vielfach war der Tenor der Kinder jedoch: »Bei der Oma haben die *Schneeknödel* noch besser geschmeckt.« Dieser Hinweis hatte sich bei mir festgesetzt.

Ich habe sehr spät kochen gelernt und war (...) ein Mittläufer. Meiner Frau habe ich gelegentlich in der Küche (...) geholfen, aber Gerichte selbstständig zuzubereiten kam mir gar nicht in den Sinn. Immer wieder habe ich (...) Anläufe gemacht, das Kochen zu erlernen, ohne dass es bei mir gefunkt hätte. Erst die Kochkurse ab 2007 (...) bei Pfarrer Charles Rieker in der VHS in Herrenberg haben mir u.a. dabei geholfen, mein Urteilsvermögen für das Kochen zu schärfen und mich (...) zu begeistern. Es wurde mir bewusst, welche Leistungen die Köchinnen und Köche täglich erbringen müssen und dies immer auf den Punkt genau. Ich zolle meiner Frau Elfi großen Respekt, dass sie bereits in jungen Jahren, ohne einen Kochkurs besucht zu haben, für die Familie und Großfamilie ganze Menüs zubereitet hat.

(...) In den Wochen der Pandemie – ich hatte ja viel Zeit – kam ich eines Tages auf die Idee, das erworbene Wissen zum Thema Kochen in einem Kochbuch festzuhalten. Da es schon so viele Kochbücher in unseren Familien gibt, müsste dieses Buch (...) hervorstechen. Es müsste ein sehr persönliches Kochbuch sein, nur für die Familie und so aufbereitet, dass es auch von den Kindern und Enkelkindern als etwas Einzigartiges anerkannt wird, (...) dazu die entsprechenden Rezepte und die exakten Mengenangaben der Zutaten. Ich erinnere an die *Schneeknödel*, wo die genauen Angaben der Schwiegermutter für die Zutaten fehlten. Fotos aus der Familie sollten das Ganze abrunden.

Die ausgewählten Rezepte wurden nach einem festen Muster auf DIN-A4-Seiten im Computer festgehalten, auf Glanzpapier gedruckt und mit Fotos der zubereitenden Gerichte und von gemeinsamen Aktivitäten der Familien geschmückt. So entstand ein Kochbuch für die Familie in den Zeiten der Pandemie. (...) Unsere Kinder (...) und auch unsere Enkel (...) sind mittlerweile hervorragende Hobbyköche und kochen für ihre Familie und Freunde.

Was erfreulich ist, dass sie die (...) überlieferten Rezepte der Eltern und Großeltern nachkochen. So ist dieses Kochbuch auf fruchtbaren Boden gefallen, und die Fotos erinnern an die gemeinsamen Aktivitäten, (...) erinnern an die überlieferten Rezepte der Vorfahren. So konnte ein Gericht meines Vaters, der selbst auch kochte, um nur ein Rezept aus der Vielzahl zu nennen, *Zwetschgenknödel aus dem Sudetenland*, ein fast 100 Jahre altes Gericht, von seiner Mutter stammend, an die nächsten Generationen weitergegeben werden. *Einen Versuch war's wert.* ♦



Annas erste Liebe

von Annemarie Klingel, Friolzheim

Heute schlaf't auch die sechsjährige Anna hier. Sie brennt für den 13-jährigen Nils. Diese reine Kleinmädchenliebe ist so schön zu sehen – es wird kaum wieder so intensiv sein wie jetzt. Für sie existiert nichts, gar nichts, außer dieses riesige Paket an Empfindungen. Das ganze Kind glänzt und leuchtet von innen heraus; und er, der 13-jährige Junge, weiß nicht so recht, ob er es lästig finden soll. Aber diese fast bedingungslose Hingabe schmeichelt ihm. Sie tut ihm gut.

Und stell dir vor, er hat ihr auf der »Karlsruher Messe« ein kleines rosafarbenes Einhorn mit Flügeln geschossen – sie wird es ganz stolz an ihrer Schultasche befestigen. Es wird das wichtigste Geschenk für lange Zeit bleiben ...

Heute Abend trinken wir alle einen *Candeel*, auch die Kinder bekommen ein Gläschen davon.

Candeel, musst du wissen, ist ein ursprünglich holländisches Getränk, das früher nach der Geburt eines Kindes in Ostfriesland ausgeschenkt wurde, wenn die Wöchnerin das Neugeborene den Verwandten und Bekannten zum ersten Mal zeigte. Dazu aß man Kuchen und tauschte die neusten Klatschgeschichten von »hinter dem Deich« aus. Auch die Wöchnerin griff beherzt zum Glas, danach schlief auch das Neugeborene selig und süß. Der frischgebackene Kindsvater nahm das Glas in die Hand und begann mit folgendem Trinkspruch, der wie folgt beantwortet wurde:

»Ik seh di.« »Dat freit mit.« »Ik sup dit to!« »Dat do.«

Und nach dem ersten, kräftigen Schluck folgte:

»Ik heff die tosopen!« »Hest'n rechten dropen.« (...)

Anna wird sich bestimmt lange an dieses große Gefühl erinnern, damals, als sie sechs Jahre alt war. Wer weiß, vielleicht findet sie später dieses rosa Einhorn zufällig irgendwo in einer Schublade wieder, betrachtet es versonnen ... sicher wird es ihr dann einen »regnerischen« Tag verschönern. Man wünscht es ihr sehr. ♦

Käsespätzle weltweit

von Silvana Goldbach, Schönaich

»Uh, die Silvana macht das aber gut, das Schaben!«, rief unsere Hauswirtschaftslehrerin mit ihrem pommerschen Akzent. Wir hatten gerade von ihr gelernt, wie man einen echt schwäbischen Spätzleteig zubereitet. »Er muss Blasen schlagen!«, betonte sie immer wieder. Mit hochroten Köpfen standen wir in der Schulküche und bemühten uns, den zähen Teig vom Spatzenbrett mit dem Hobel in das kochende Wasser hinein zu schaben. Richtige Muskelarbeit war das! Die Belohnung war der anschließende, gemeinsame Genuss. »Rote Rüben, gelbe Rüben, Blaukraut, Weißkraut – all die gartenfrohe Buntheit, alles nur für die Gesundheit! Guten Appetit!«, brüllten wir im Chor unser gewohntes »Tischgebet‘ und stürzten uns ungezügelt auf das Mahl. **Käsespätzle** mit Salatbeilage.

Meine Schulkameradinnen kamen gern zu mir nach Hause zum Kochenüben, weil meine italienische Mutter nicht streng war. Etwas Unordnung und Kleckern in der Küche gehörte dazu. Sie ließ uns in Ruhe rühren, messen, schaben und herumspritzen. Beim gemeinsamen Essen tauchte der eine oder andere Schulkamerad ungeladen auf; wir teilten wohlwollend, als brave Mädchen.

Mandy, meine englische Schwägerin, schaute mir Jahre später beim Spätzleschaben über die Schulter und meinte: »Komisch, die werden am Schluss immer größer!?« »Ja, du liebe Zeit, penible Engländerin, soviel Geduld hab ich halt nicht bis zum Schluss.« Da fehlten wohl die schwäbischen Gene zugunsten der italienischen. Aber die dickeren Enden schmeckten außergewöhnlich. Vollmundig.

Als ich eines Tages meine eigene Familie hatte, kamen Austauschschüler zu Besuch, und ich konnte mit schwäbischen **Käsespätzle** immer punkten. Ob es nun bei Karl aus Australien war, Katalin aus Ungarn oder Loredana aus Italien. Sogar der kleinen Tatjana aus Minsk, die manchmal Mamas Buchweizenbrei (*Kasha*) nachtrauerte, mundeten sie. (.....) Einfach Weltklasse! ♦



Eingesperzte Sau

von Silvana Goldbach, Schönaich

Meine Sau, die Rosa, hatte oft Freigang. Zu oft! Und zu lang! Manchmal holte sie sich dabei ein blutiges Rüsselchen bei einer Auseinandersetzung. Oder sie verrenkte sich die Haxen bei mancher Schlammschlacht. Wir waren ganz dicke Freundinnen, meine kleine Sau und ich. Jung und quiekver-

gnügt waren wir, und wir ließen uns nicht alles gefallen! Einmal bettelte Rosa darum, sie aus ihrem Saustall heraus zu lassen. Die Disco-Musik lockte sie sehr. Doch als sie merkte, wie ich wild und ausgelassen mit ihr zu tanzen begann, änderte sie ihre Meinung. »Sie ziehen uns aus, mit ihren Blicken, die vielen wilden Eber hier!«, formulierte sie ihre Befürchtung. »Wir blamieren uns saumäßig!« »Ach Rosilein, tanz einfach!«, antwortete ich und hüpfte weiter im Takte.

Tatsächlich machte ich Bekanntschaft mit »Grabschern«. *Me too!* Rosa half mir, spontan zu reagieren. Prompt leuchtete ein roter Handabdruck auf mancher Wange... »*Hands off* oder du spürst my hand«, lautete unser Schlachtruf. Rosa blieb immer wachsam. Keine dumme Sau. Lang, lang ist's her. (.....)

Rosa ist letztendlich mit mir in den Ruhestand gegangen. Wir sind faul geworden, aber unzertrennlich geblieben. Erst neulich hockten wir im Whirlpool vom Hallenbad, völlig entspannt. Meine Rosa schlief tief und fest. Eine junge Mutter gesellte sich mit ihrer einjährigen Tochter zu uns, eine Oma war auch dabei. Ich freute mich mit ihnen, als die Kleine vergnügt plantschte, und dachte dabei an meine Enkel, die inzwischen richtig schwimmen können.

Die Zeit, die Zeit... ♦



Gesunder Ratschlag

von Inge Amrouch, Renningen (Jg. 1966)

2024 ging gleich mal wieder turbulent los, im Grunde genauso stressig, wie 2023 geendet hatte. Immer zu viel, was auf der *to-do*-Liste steht, und man läuft einfach weiter in seinem Hamsterrädchen.

Hatte im Januar dann einen Kontrolltermin bei einem Facharzt wegen meinem Asthma. Als der Blutdruck gemessen wurde, kam ein kleiner Aufschrei, der wäre ja viel zu hoch. Und wie denn der sonst wäre? Ich dachte, ja, das ist vielleicht wegen der Hektik, die ich hatte, um pünktlich zum Termin zu erscheinen. Und hab das gleich mal zur Seite geschoben. Ein paar Wochen später hatte ich bei der Hausärztin wegen einem Sportunfall einen Termin, und hier schon wieder die entsetzte Frage, warum mein Blutdruck viel zu hoch sei? Wenn das so weitergehen würde, müsste ich Medikamente zur Senkung einnehmen.

So langsam war mir klar, es kann so nicht weitergehen. Meine Tochter meinte: »Mama, jetzt musst du unbedingt mal deine Ernährung etwas umstellen, oder willst du ständig Tabletten nehmen?« Also dachte ich, ok, *einen Versuch ist's wert*.

Mein Kind hat mich ständig mit gesunden Rezepten zugeschüttet, und ich wurde immer befragt, was hast du gegessen, wie ist dein Blutdruck? Wie sehr wünschte ich mir da mein kommodes Frühstück, die schwäbische Butterbrezel, zurück.

Doch schon nach ein paar Tagen ist mein Blutdruck erstaunlich gesunken. Und heute steht bei mir am Morgen mein leckeres Porridge auf dem Programm. und ich schaue, dass ich auch sonst gesünder und vernünftig durch den Tag komme. Und ab und zu gibt's auch mal die geliebte Butterbrezel oder einen leckeren Kuchen.

Mein Fazit: *Einen Versuch war es auf jeden Fall wert*, und ich bedanke mich bei meinem hartnäckigen Töchterlein, die einfach nicht locker gelassen hat und mich so in die richtige Richtung gelenkt hat. ♦



Gefühle

von Malte Trischmann, Nufringen (Jg. 1957)

Nebel stieg über den Wiesen auf. Es war Sommer, die letzte Wärme des Tages spiegelte sich und flirrte in der Luft. Ein schwüler Tag war beinahe vorüber, eine dampfende und nach einem Gemisch aus Kräutern und Heu süßlich duftende Glocke hing über den Wiesen am Waldrand. Das Gewitter hatte der Hitze und Trockenheit der vergangenen Wochen ein jähes Ende bereitet. Endlich, Gott sei Dank.

Der Gärtner in mir jubelte, zumindest teilweise. Das war ja auch der Teil, der daran dachte, dass ich jeden zweiten Tag kannenweise das feuchte Element aus dem Fass ließ und die Beete goss. Solange noch etwas im Fass war. Immer wieder das selbe Spiel. Trockene Erde, Hitze. Sommer. Zumindest konnte ich wegen des Fasses aufatmen. Es war heute sicherlich zum großen Teil wieder gefüllt worden.

Der andere Teil in mir kam ziemlich ins Grübeln. War das jetzt eventuell zu viel gewesen, wurden die Pflanzen vom Hagel erschlagen und mich erwartete nichts als grüne Fetzen auf dem jetzt nassen Boden?

(....) Vögel zwitscherten und sangen ihr manchmal lustiges, manchmal schwermüdig anmutendes Abendlied. Sie wollten keine Schönheit des Klanges produzieren, für wen auch? Sie wollten nur sagen: Hier bin ich und wo ich singe, ist mein Reich. Kein anderer hat hier was verloren.

(....) Ich war barfuß den Weg vom trockenen und kühlen Haus hier hinaufgelaufen. Meine Füße hatten diesen satten Morast und die nassen Gräser und Kräuter in sich aufgenommen. Eine Wohltat.

Und dann gab es da noch einen Teil in mir, einen dritten. Ich streckte die Füße von mir und betrachtete gedankenverloren meine Zehen. Es ist lange her, dass sie von dieser besonderen Frau gestreichelt wurden. Auch das hatten sie genossen, ebenso wie der Träger dieser kleinen verhutzten Zehen.

(....) Sie hatte mich verlassen. Einfach so? Nein, nicht einfach so. Sie wollte von mir das, was ich nicht geben konnte. Nicht mehr. Sie wollte mich ganz und gar, und ich war einfach nicht bereit dazu.

(....) Wie oft saßen wir gemeinsam auf dieser Bank. Ich habe die Male nicht gezählt, in manchen Wochen im Sommer war es täglich, immer zu dieser (....) Abendzeit.

(....) Ich weiß nicht, ob ich trauern kann oder soll. Ich war immer meinem eigenen ICH gefolgt und hatte sie damit verletzt, ihre Seele unbarmherzig getroffen. Sie stand auf und ging. Kein Blick zurück. Ich sah ihr hinterher, wie ihr Kopf sich nicht mehr auffordernd nach mir umdrehte, ihre Hüfte schwang ihr weites Sommerkleid im Takt. Sie ging, und ich wusste, dass es für immer war. Auch ohne Worte. (....) Das, was ich niemals als Versuch einer Beziehung gesehen hatte, war zu Ende gegangen und gescheitert an gegenseitigen, nicht erfüllbaren Erwartungen. Sanft und unerbittlich zugleich. ♦



Was ist das?

von Marion Reich, Steinenbronn (Jg. 1957)

Niemand auf dieser Welt wird das UNBENENNbare, das große X (so werde ich es nennen) je wahrnehmen, geschweige denn verstehen können. Auch ich natürlich nicht! Wie sollte ich auch? Ich bin auch nur eine ganz normale, eingeschränkte Wahrnehmerin des Planeten Erde, genannt Mensch. Und um jetzt Ihre Frage, die mir auch sofort auf den Lippen brennen würde, vorwegzunehmen: »Wieso ich?« Oder besser, aus Ihrer Perspektive: »Wieso die da?«, also letztlich: »Wieso wir?«

Ich weiß es nicht. Es ist mir so schleierhaft wie das Verwischen eines atomaren Teilchens zwischen Wellen- und Partikelfunktion in der Quantenphysik. – »Aaaah!«, höre ich Sie jetzt aufatmen, »die Dame ist Physikerin, Astrologin oder Nobelpreisträgerin der angewandten Mathematik und kennt sich mit der Weltordnung aus.« Ich muss Sie enttäuschen: nein, und bis vor kurzem war mein Weltbild noch verlässlich, solide und eindeutig, der Alltag kalkulierbar, und der Stuhl blieb auch nachts als Stuhl auf seinem Platz am

Esstisch stehen, obwohl ich ihn nicht beobachtete. Und die kleinen Vögel, die das Futterhäuschen im Garten besuchen, sind nicht tot *und* lebendig zugleich, sondern stabil leben-dig, was ich an der Reduktion der Futtermenge eindeutig belegen kann. Ich bin eine Durchschnittsbürgerin, ganz ge-nauso wie Sie. Und dennoch, einen Versuch ist es mir wert, Sie anzusprechen, Sie aufzurütteln, hier und heute.

Mir wurde da aber auch keine Alternative zugestanden. (.....) Tja, mehr kann ich dazu auch schon gar nicht sagen. ♦



Beiträge von Friedrich Gumsch, Böblingen

Weihnachtsmann 2023

Der Weihnachtsmann stürzte sich mit seinem voll bepackten Gespann ins Weihnachtsgeschehen. Er suchte Plätze, Wohnheime, aber insbesondere Kindertagesstätten und Kindergärten auf und verteilte mit voller Lust seine Geschenke. Es machte ihm allergrößte Freude. Noch größer war die Freude bei den Bescher-ten, vor allem bei den Kindern. Ihre Augen strahlten über alle Maßen. (.....) Nur die Zahl der (.....) Kinder und Bedürftigen nahm kein Ende. Mit Entsetzen stellte der Weihnachtsmann fest, er hatte keine Geschenke mehr. (.....) Er musste also unbedingt etwas unternehmen und sogleich neue Geschenke besorgen, war sein naheliegen-der Gedanke. Das müsste für ihn ja auch in irdischen Gefilden möglich sein, wenn er sich als Weihnachtsmann vorstellte (.....). Gesagt, getan steuerte er sogleich das nächstgelegene Auslieferungsdepot der Firma Amazon an.

Mit prächtigen Geklingel fuhr er mit seinem Gespann an den staunenden LKW-Fahrern (.....) vorbei direkt zur Pförtnerloge (.....). Er stieg aus seinem Wagen und ging gemessenen Schrittes als Rauschein zum Pförtner, stellte sich (.....) vor und bat, sie mögen ihm mit einer Großbestel-lung aushelfen.

Der Pförtner war etwas verwundert und glaubte, eine maskierte Person vor sich zu haben. Er antwortete deshalb zunächst verharmlosend mit: »So einfach geht das nicht! Könnten Sie die Bestellung nicht wie üblich ordern?« (.....) »Sie, ich bin der Weihnachtsmann! Mich können Sie nicht so einfach abfertigen!« (.....) »Das kann ja wohl jeder von sich behaupten«, antwortete der Pförtner (.....). »Im Übri-gen gibt es bei uns keine mündlichen Bestellungen.« (.....)



Also rief der Pförtner beim Versandleiter an (.....): »Eh-renwerter Herr, ich bitte Sie, Ihre Bestellung mit Internet- und Wohnadresse aufzugeben. Ich garantiere Ihnen prompte Auslieferung am nächsten Werktag.«

Völlig aufgebracht über diese eiskalte Antwort rief der Weihnachtsmann wütend: »Als Weihnachtsmann brauche ich und habe ich keine Internet- und Wohnadressen!«

»Ich habe Sie wohl richtig verstanden, Sie haben keine Wohnanschrift und keinen Internet-Anschluss!,« wieder-holte der Versandleiter. »Dann wenden Sie sich bitte an eine andere Firma, Wohnsitzlose beliefern wir nicht!« ♦



Oh je!

Wir machten öfters Urlaub in Oberstdorf. Der Ort gefiel uns, weshalb wir immer wieder dort Quartier bezogen und die naheliegenden Berge erwanderten.

So auch dieses Mal. Üblicherweise machten wir Familienglückurlaub. Unsere beiden älteren Söhne waren aber in die Jugendarbeit eingebunden und waren (.....) als Jugendleiter mit Jugendlichen zum Skifahren unterwegs. Sie waren 16 und 14 Jahre alt und wollten einmal alleine zu Hause bleiben. Sie gaben vor, angeblich Etliches für die Schule nachholen zu müssen. Wir hatten verstanden und fuhren nur mit dem Jüngsten (11 Jahre) nach Oberstdorf.

Den ersten Tag verbrachten wir ganz gut. (.....) Als aber am dritten Tag der Regen in gewohnter Weise immer noch nieder rieselte, da verließ uns allmählich die Geduld.

(.....) Wir fuhren gemächlich nach Hause. Unterwegs hielten wir noch am Allgäuer Tor und kehrten dort ein. (.....) Wir trafen gegen 17 Uhr zu Hause ein. Wohl gelaunt klingel-ten wir an der Haustür. Der Jüngere öffnete. Als er uns sah, entschlüpfte ihm anstelle eines Grußes nur ein entsetztes: »Oh je!«. (.....) Das ganze Haus war noch aufzuräumen, (.....) und die Berge von Geschirr wegzuräumen. (.....) Nein, oh je, oh jemine!! (.....) Sie hatten den Samstag für eine General-reinigung vorgesehen, nun seien wir zu früh nach Hause gekommen. »Ach Mama, kannst Du uns verzeihen?«

Sie tat es ganz selbstverständlich (.....). ♦



Amen

Wir freuten uns über unseren zweiten Sohn Andreas. Er ge-dieb hervorragend und lernte viel von seinem größeren Bruder oder von seinen Spielfreunden (.....). Wir waren Kirch-gänger. Am Sonntag besuchten wir die Messfeier in der St.-Klemens-Kirche, die gerade fertiggestellt worden war und

als moderne Kirche galt. Sie hat einen großen, offenen Altarraum, zu dem zwei Treppenstufen hinaufführen.

(....) In St. Clemens war damals Pfarrer F. tätig. Er war kein Prediger vor dem Herrn. Er neigte eher zu stillen Andachten. (....) Nach dem Evangelium holperte er so seine kurze Predigt herunter, danach flüchtete er schnell in die stille Andacht. (....) Er begab sich rechts zu Füßen des Altars und kniete dort zutiefst andächtig, in Stille versunken. Viele Gläubigen werden ähnlich gebetet haben, ebenso viele aber überkam nach kurzer Zeit irgendeine böse Laus von Müdigkeit (....) und nickten ein. (....) Wieder Andere machten ihrem Unmut kund und fingen an leicht zu grummeln.

(....) Die Zeit lief und lief. (....) Wir sahen (....) in den Kirchenraum hinunter und beobachteten diese leichte Hin- und Hergewoge der Besucher. (....) Da trat plötzlich unser dreijähriger Andi an die Brüstung und rief laut in den Kirchenraum: »AMEN!« Ich war selbst überrascht. Denn nun gab es ein Gewusel in der Kirche. Die Andächtigen erfuhren: Jetzt ist Ende des Gebets. (....) Allein der Pfarrer zeigte Haltung. Er verblieb in seiner andächtigen Haltung, erhob sich nach einiger Zeit und ging bedächtig zum Altar, nicht ohne einen kühlen Blick auf die Empore zu werfen. Er setzte die Messfeier fort, die »Störung« beachtete er nicht. ♦

Zusammenkunft der menschlichen Organe

Diese Zusammenkunft ist überfällig. Immer wieder muss ich als Euer Bruder *Gehirn* in Euer oft kindliches und unüberlegtes Getue eingreifen. Zu oft seid ihr verspielt, neckt einander bis zur Unvernunft und tobt Euch unsinnig aus; dann ärgert ihr Euch gegenseitig, bis es zum undisziplinierten Handeln und Streit kommt. Ich muss dann immer schlichten. Ich bin es nun leid. Ich will Ordnung schaffen. Ich will Vollmacht von Euch, dass ich bei Streit zwischen Euch Geschwistern eingreifen und entscheiden darf. Das habe ich bisher schon gemacht, nur Ihr achtet es nicht. Sogleich war alles wieder vergessen. Dabei habe ich immer alles rational abgewogen und bedacht, weshalb mir kein Fehler unterlief. Nun erwarte ich von Euch Geschwistern, dass ihr mich heute als euren Chef anerkennst und bestätigt.

Zunächst schwiegen alle ganz betreten. Dann nahm sich das Schwesternchen *Herz* den Mut zu reden. (....) Diese Wortmeldung ermunterte den Bruder *Magen*, über seine Mühsal zu sprechen. (....) Na ja, rief nun der *Dickdarm*, ich spreche für das mittlere und untere Geschoss. (....) He, he, und an mich denkt wohl gar keiner, meldete sich der *Hin-*

tern lautstark zu Wort. (....) Da meldete sich das *Mundwerk* zu Wort und bemerkte kichernd: »Igitt, igitt, ausgerechnet du willst unser Chef werden. (....)

Die Zusammenkunft endete wie immer uneins. Sie konnten sich auf keinen Chef einigen. (....) Da rief die Galle, die schon ganz (....) violettblau aussah, mit nur noch schwacher Stimme alle Geschwister um Hilfe: »Ich glaube, wir sollten es uns noch einmal überlegen, ob wir nicht doch den *Hintern* zum Chef wählen, auch wenn er ein A...loch ist.« ♦



Beiträge von Gabriele von Dalwigk, Magstadt

Helden vogel



© Gabriele von Dalwigk

Vöglein da, auf hohem Ast, hat spontan Entschluss gefasst, mutig will's jetzt singen,
Winter wird ihm so zur Last, Frühling muss es bringen.
Vöglein friert und trillert: »Frühling, es wird Zeit!«,
doch der ist es, der sich ziert, und es schneit und schneit ... Vöglein ist erschöpft vom Singen,
müde lässt's das Köpfchen hängen, resigniert,
Frühling ist nicht zu erzwingen, hat kapiert ...
Doch auf einmal wird ihm warm, hat sich vorgenommen, nächstes Jahr, gern auch im Schwarm,
geht's zu fernen Sonnen, kommt dann erst nach Haus geflogen, wenn der Winter ausgezogen.
Vöglein kann sich nun entspannen,
federleicht fliegt es von dannen. ♦

Schlaflos, die Qual der Zahl

Bin aufgewacht, konnt' nicht mehr schlafen, 😴
Versuch gemacht mit Tausend Schafen. 🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐..
Verfluchte Nacht, geschürte Herde ...
Hier führt ein Opferlamm Beschwerde!!! ... 😢

Am Morgen – trotzdem – munter, froh ...
Hab doch noch gut geschlafen ...
Und hab geträumt, ich liege soooo geborgen
Unter Schafen. 🐐🐐🐐🐐🐐🐐🐐..

Es lohnt, wenn du dich länger quälst 😤
und zählst und zählst und zählt und zählt ... ♦



Der Versuch, Rosenduft zu erschnuppern

von Gabriele von Dalwigk, Magstadt

Rote Rosen wie aus Samt, ranken am Spalier der Wand,
Kann den Blick davon nicht lassen,
Welch ein Glück, schier nicht zu fassen ...
Dieses Rot, so tief, so weich ...
Nichts bot sich mir zum Vergleich ...
Will garnicht weg, will garnicht weichen,
Von diesem Fleck, dem aussichtsreichen ...
Denn so' ne Pracht, gar keine Frage,
Lacht mir nunmal nicht alle Tage ...
Begierig wie ein Trüffelschwein,
wühl ich mich in die Pracht hinein
Und schnüffel ganz gehörig rum,
im Rosenreichmysterium ...
Oh, mmm ... das Odeur, wie soll ich sagen,
Ein Parfümeur muss dran verzagen.
Den Duft, der nicht zu eruieren,
kann der numal nicht imitieren ...
Und manchmal ist der Mensch am Irren ...
Das mit Odeur ist glatt gelogen,
das Wort kam mir so zugeflogen ...
Da duftet nichts, nicht ums Verrecken,
es galt allein den Reim zu strecken ...
Und außerdem gebührt dem Strauch,
ein Abstand ... so in Demut auch.
Von dem aus kann man dann die Rosen
im Glücksrausch mit dem Blick liebkosen ...
Und zwar als Dank für das Erlebnis ...
Und für den Schwank, so als Ergebnis.
(Den Rüssel hält man besser raus,
es könnt' ja sein, da fällt vom Blatt' ne Laus
direkt ins Nasenloch –
dat fehlt noch!) ♦



Was ist das?

von Karsten Klink, Holzgerlingen (Jg. 1943)

Vor einigen Jahren lernte ich durch Zuzug in diesen Landkreis einen Teil der ansässigen Bürger erstmals kennen und dachte: *Hier leben sie also, die Tüftler und Erfinder – wie auch die Häuslebauer und handwerklich Begabten! Natürlich auch die clean Cleveren.* Viele interessante Menschen also, deren Zusammenleben aber ebenso streitig und konfliktbehaftet auf mich wirkte wie das Miteinander der Anwohner in anderen Regionen der Republik. Sind wir Menschen also (trotz der individuellen Pfiffigkeit Einzelner) als kollektive Gruppe (.....) im Umgang miteinander deutlich entwicklungs- und lernbedürftig? Ja, man muss es wohl so sehen. Unfreundlichkeit, persönliche Rücksichtslosigkeit, Missverständen, Übervorteilung, kriminelle Gefährdung und vieles sonst bis zur politischen Bevormundung wären zu erwähnen. Kann diese ungute gesellschaftliche Dynamik auch überwunden oder wenigstens begrenzt und eingedämmt werden? *Einen Versuch wäre es wert.*

Wenn wir alle immer realisieren: *Kein Mensch denkt wie irgendein anderer Mensch auf der Welt*, dann ist der erste wichtige Schritt getan. Denn daraus folgt, dass auch keiner identisch empfindet, sich ausdrückt und handelt wie ein Anderer. Das gilt selbst bei Eltern und deren Kinder, soweit wir den Zwang zum Gehorsam hier nicht weiter thematisch ausrollen. Auch in Unternehmen und Organisationen ist die Befindlichkeit der Mitarbeiter und deren Umfeldverständnis mit einerweisungsbezogenen Pflichterfüllung stets sorgsam abzugleichen! Es ist also ziemlich schwer, sich wirklich verständlich zu machen und auch tatsächlich verstanden zu werden. Unser Hauptwerkzeug bleibt dabei das gesprochene oder geschriebene Wort (sofern die geneigten Leser *Prügel* und *andere Gewalt* grundsätzlich verpönen und ablehnen). Unser Zusammenleben wird zusätzlich herausgefordert, weil wir in einer vielfältig gemischten Gesellschaft zuerst fast immer in den Worten unserer Muttersprache denken, die Werte unseres geburtlichen Kulturreiches verinnerlicht haben und uns oft davon auch leiten lassen.

(.....) Gelungene zwischenmenschliche Kommunikation ist folglich unsere einzige Brücke zum Mitmenschen in einer zivilisierten, offenen Gesellschaft. Wie zuvor thematisiert, ist sie aber hoch risikobehaftet, sehr anstrengend und kann uns deshalb wohl auch weiterhin große Probleme bereiten. Besonders, wenn Ablehnung und Gegnerschaft die weit verbreiteten menschlichen Verhaltensmodelle bleiben sollten. Natürlich wird auch dieser kleine Aufsatz daran wenig ändern, aber: *Einen Versuch war's wert.* ♦

Beiträge von Jörg Schlotterbeck, Waldenbuch (Jg. 1945)

Verse mit Humor



© Jörg Schlotterbeck

Der Hahn kräht vor dem Altenheim,
er kräht auch einem Alten heim,
der in der Nacht das Bett nicht fand,
weil es heut Nacht wo anders stand!

Wäre ich nur ein Klavier,
dann wüsste ich, was zu mir passte.
Ich betone stets das »Wir«.
Nehm' die schwarze und weiße Taste.
Diese spürten ganz genau,
wie nah sie beieinander liegen.
Zwei Tasten so wie Mann und Frau.
Ein Lied erklingt – was für ein Segen! ♦

Begrüßung in der Heimatscheuer

Die Sommerferien sind vorbei;
wir singen wieder, musizieren.
Ihr kennt uns schon; denn wir sind zwei,
die euch ins Land der Träume führen.
Karlheinz und Jörg, die zwei im Duett,
singen Lieder, die gefallen.
Erinnerungen sind ganz nett,
wofür wir *Gema* stets bezahlen.
Kommt vorbei, mit Freunden und Schatz,
schunkelt, jodelt, wie's euch gefällt.
Stammgäste kennen ihren Platz,
wie uns ein Gast erst jüngst erzählt.
Wir pflegen gerne Tradition,
Heimat, Singen ist hier *Kult*.
Ganz Württemberg kennt uns hier schon.
Da seid ihr ganz alleine schuld. ♦

Reise ohne Rückfahrtkarte

von Blanka Kirchler, Böblingen (Jg. 1938)

(.....) Ein junger Mann namens Hubert aus Sand in Taufers/Südtirol hat in Deutschland bei einem Sägewerk gearbeitet und dort meinen Bruder Roman kennengelernt.



Pustertal bei Bruneck, im Hintergrund die Pragser Dolomiten.

© commons.wikimedia.org
Vernondo | CC-BY-SA-3.0-2.5-2.0-1.0

Eines Tages wollte Hubert meinen Bruder Roman in Südtirol in unserem Elternhaus im Pustertal besuchen. Als er zu uns in die *Kuchl* kam, sah ich Hubert das erste Mal. Leider war Roman nicht zu Hause, und ich sagte: »Es tut mir leid, mein Bruder ist nicht da.« Da sagte er: »Egal, wenn der Roman nicht da ist, macht nix«, und fragte, ob ich Zeit habe, *a bissl* spazieren zu gehen. Wir gingen spazieren und haben uns dann gleich fürs nächste Mal verabredet. (.....)

Beim nächsten Spaziergang hat Hubert gefragt, ob ich Interesse hätte, auch nach Deutschland zu kommen. Also setzte ich mich als junge, neugierige Frau mit Hubert ins Auto. (.....) Hubert arbeitete als Kraftfahrer, (.....) mein Bruder Roman war Beifahrer.

(.....) Nach einer kurzen Zeit haben wir dann in Südtirol geheiratet, und wir entschlossen uns, für zwei Jahre nach Deutschland zu gehen, um dort zu arbeiten und dann wieder in die schöne Heimat Südtirol zurückzukehren. (.....) Aber so wie das Leben so spielt, sind wir geblieben. Mein Mann wollte die Leute dort nicht im Stich lassen (.....).

Ein Jahr nach dem anderen verging. Es kam unser erster Sohn zur Welt, dann der zweite, dann noch ein Mädchen. So war unsere Familie perfekt. (.....)

Heute, als über 80-jährige Witwe, lebe ich immer noch hier in Deutschland und fühle mich auch daheim. Natürlich habe ich manchmal Heimweh nach meiner Heimat, dem schönen Südtirol. (.....) ♦

Der letzte Lebensabschnitt

Mit Beginn der Rente, hat für uns eine neue und gleichzeitig schwierige Zeit begonnen.

Nach einem arbeitsreichen Berufsleben, ist mein Göttergatte, nun den ganzen Tag zuhause. Eine große Herausforderung für uns beide!

Aber ich denke, ich bzw. wir, sind auf dem richtigen Weg, diese neue und schwierige Zeit gemeinsam zu meistern.

Ich hab' versucht, meinen Göttergatten davon zu überzeugen, dass die Hausarbeit auch eine interessante Tätigkeit, sein kann. Sodass wir jetzt wieder gemeinsam am Wochenende die Wohnung durchputzen. So wie früher, als wir noch keine Kinder hatten und gemeinsam die Wohnung in Ordnung brachten.

Und ein gemeinsames Hobby muß her!

Ja, daran arbeite ich mit voller Euphorie, denn ich möchte auf keinen Fall, dass mein Göttergatte (wie so viele Männer im Rentenalter) an Burn out oder ähnlichem erkrankt.

Außerdem bin ich sehr dankbar, dass es ihn gibt und wir uns noch sehr sehr gut verstehen. Jeden Tag auf's neue, dankbar zu sein, das ist mein Privileg.

Ich denke, dass ich es geschafft habe, meinen Göttergatten davon zu überzeugen, eine neue Aufgabe im Rentenalter zu haben - das kann auch ganz interessant sein.

von Silvia Litschko, Böblingen (Jg. 1960)

IMPRESSUM || Leseheft des
35. Schreibwettbewerbs 2024

Herausgeber: Kreissenorenrat
Böblingen e.V. || Verantwortlich
(Inhalt, Redaktion, Lektorat):
Peter Renelt, Kreissenorenrat
Böblingen e.V.

Kontakt beim Landratsamt
Böblingen: Sekretariat Jugend
und Soziales, Geschäftsstelle
Kreissenorenrat
kreissenorenrat@lrabb.de

Gestaltung:
Brigitte Ruoff, Stuttgart,
brigitte.ruoff@t-online.de

Druck: GWW Gemeinnützige
Werkstätten und Wohnstätten
GmbH Sindelfingen

Bildnachweis Umschlag:
pixabay.com | Polette2

© 10/2024

Unsere Schwerpunkt-Themen

- **Gemeindevertretungen**
Vernetzung, Erfahrungsaustausch.
- **Öffentlichkeit**
Information und Bewusstseinsförderung
(Vorsorge, Pflege, Leben im Alter, Sicherheit),
demografischer Wandel.
- **Veranstaltungen**
Altersrelevante Themen wie Vorsorge,
Gesundheit, Pflege, Wohnen, Soziale Teilhabe,
Fachtag, Enkeltrick.
- **Coaching – Fit für Bewerbungen**
 Durchführung von Bewerbungs- training für Schüler*innen im Kreis Böblingen.
- **Pflege**
Verbesserung der Bedingungen und des Ansehens des Pflegeberufs, Unterstützung der Heimbeiräte, 10 Tipps für die Neuerungen in der Pflege und für die 24-Stunden-Betreuung, Broschüre *Entlassmanagement*
- **Wohnen**
 Ziel ist, möglichst lange in gewohnter Häuslichkeit selbstbestimmt zu wohnen, Zertifizierung von 170 seniorenfreundlichen Handwerksbetrieben.

Wenn Sie Interesse haben, an diesen oder anderen Themen mitzuarbeiten, freuen wir uns sehr über Ihren Anruf.

- **Patientenbegleitung**
Durchführung von mehr als 13.000 Patientenbegleitungen in den Krankenhäusern mit dem Ziel, Delir und Depression bei den Patienten zu vermeiden.

2019 Deutscher

Patientenpreis.

2020 Sonderpreis

Ferry-Porsche-Challenge.



- **Übergangsbegleitung**
Ehrenamtliche unterstützen ältere Patienten beim Übergang vom Krankenhaus nach Hause mit dem Ziel, dass diese wieder selbst ihren Alltag gestalten können.

- **Vorsorgende Verfügungen**
Böblinger Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht, Vorträge und Beratung, Muster-Formulare, Broschüre *Vorsorge für alle Fälle*.



- **PC/Internet**
Ausbau von PC-Internet-Teams in den Kommunen, Workshops, Erfahrungsaustausch.



Gabriele Wörner | Vorsitzende

Telefon 07031/663-1234

kreissenorenrat@lrabb.de

www.kreissenorenrat-boeblingen.de

Ein neues Projekt: Übergangsbegleitung und Kurzzeitpflege

Seit 2017 führt der Kreissenorenrat in Kooperation mit dem *Klinikverbund Südwest* das Projekt **Patientenbegleitung im Krankenhaus** durch. Bis zu 65 Ehrenamtliche begleiten mittlerweile über 13.000 ältere, meist allein lebende Patienten in den vier Krankenhäusern des Landkreises Böblingen. Für die Patienten, Ärzte, Pflegepersonal und auch für die Patientenbegleiter*innen selbst ist dies eine vierfache *win-win-Situation*. Preise wie zum Beispiel den *Deutschen Patientenpreis* konnten gewonnen werden.

Aus den besorgten Gesprächen mit den Patienten und bekräftigt durch das Pflegepersonal wuchs die Erkenntnis, dass für viele ältere Patienten die Versorgung nach der Entlassung zu Hause nicht hinreichend gegeben ist. Eine Art Zwischenstation wäre hier eine segensreiche Einrichtung. Kurzzeitpflege könnte hier wirken, doch es gibt zu wenig Plätze.

Ein neues Projekt soll hier helfen: **Übergangsbegleitung und Kurzzeitpflege**. Gut ausgebildete und motivierte Ehrenamtliche unterstützen ältere Patienten beim Übergang vom Krankenhaus nach Hause, so dass diese wieder selbst ihren Alltag gestalten können und eine Wiederkehr ins Krankenhaus oder eine stationäre Dauerpflege verhindert werden kann.

Zudem werden dabei weitere 20 solitäre Kurzzeitpflegeplätze durch vier Träger von Pflegeeinrichtungen angeboten. Auch Patienten, die vom

Krankenhaus zunächst eine Kurzzeitpflege besuchen, werden dort von den Übergangsbegleiter*innen betreut und schließlich zu Hause weiter begleitet.

Nach einer intensiven Ausbildung ist das Projekt in die Praxis übergegangen. Ärzte und Sozialberater*innen der Krankenhäuser sprechen Patienten an, die solch eine Begleitung in deren Häuslichkeit bräuchten. Wenn der Patient bzw. seine Angehörigen zustimmen und eine vorgelegte Einwilligung unterschreiben, werden ein/e bis zwei Übergangsbegleiter*innen für den Patienten möglichst wohnortnah ausgewählt. Diese nehmen noch vor der Entlassung mit dem Patienten und seinen Angehörigen Kontakt auf. Wenn über eine Übergangsbegleitung Einvernehmen besteht, werden sich die Begleiter*innen über die Belange des Patienten und dessen Versorgungsbedarf zu Hause informieren und auch erfahren, was durch das klinische Entlassmanagement bereits eingeleitet wurde.

In der Häuslichkeit nimmt die Übergangsbegleitung Kontakt mit dem Hausarzt auf, besorgt Rezepte und Medikamente, vereinbart und koordiniert alle notwendigen Termine mit Fachärzten, ambulanten Diensten und der Nachbarschaftshilfe, bezieht die Beratungsstellen wie den Pflegestützpunkt ein, unterhält sich mit dem Patienten und motiviert ihn. Für Fragen und Probleme ist ein Kompetenzteam jederzeit ansprechbar.



Manfred Koebler
Ehrenvorsitzender
Kreissenorenrat Böblingen e.V.



Klinikverbund
Südwest

Luca Daniel Schwörer
Referent Regionaldirektion
Klinikverbund Südwest